

Mitten im Alltag: GOTT

Vom Suchen, Finden und Verlieren von Glaubensfäden

Monika Hungerbühler



Monika Hungerbühler, *1959, röm.-kath. Theologin und Seelsorgerin, seit 2009 Leiterin der Offenen Kirche Elisabethen, von 2003 bis 2012 Leiterin der Frauenstelle der röm.-kath. Kirche Basel-Stadt, 1996–2003 Spitalseelsorgerin im Bethesdaspital Basel, 1986–1989 Jugendseelsorgerin im Laufental. 1999–2000 Sprecherin des Wort zum Sonntag im Fernsehen SRF und 1995–1997 und 2007–2009 von Radiopredigten im Radio DRS 2, Mitgründerin und von 1986–2006 Redaktorin der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA. 2012 Preisträgerin des Herbert Haag-Preises. Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Lebt in Basel.
www.monika-hungerbuehler.ch

Mitten im Alltag: GOTT

Vom Suchen, Finden und Verlieren von Glaubensfäden

Monika Hungerbühler

Impressum?

Vorwort

Ob gesucht oder ungesucht, plötzlich finde ich im Alltag einen wichtigen Gedanken, einen Faden, der mich zum Eigentlichen im Leben führt. Mitten im Alltag: GOTT. Beim Hinausschauen aus dem Fenster, während eines Gesprächs, beim Schauen eines Films im Kino, beim Apéro mit meiner Freundin, bei einer Begegnung im Spitalzimmer...

Während meines Berufslebens hatte ich immer wieder die Gelegenheit, kurze und manchmal etwas längere Gedanken und Beobachtungen zu Papier zu bringen: im Pfarrblatt der Nordwestschweiz „Kirche heute“, in der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA, in einer Radiopredigt, in Kurzmeditationen im Bethesdaspital uvm.

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Offenen Kirche Elisabethen liegen nun einige Texte in einem Jubiläumsbüchlein vor. Weitere werden im Laufe des Jahres auf meiner Website zu lesen sein.

Das Suchen nach GOTT, aber auch das Zweifeln an ihm/ihr und das Finden von Glaubensfäden gehören zur Textur meines Lebens. Als Grüblerin habe ich nach der Matur mit dem Theologiestudium begonnen und durch schöne und schmerzhaft Erfahrungen, vor allem aber durch die Begegnung mit Menschen bin ich Theologin geworden. Ich bin immer noch auf der Suche, füge Fäden zusammen, verstricke mich zuweilen, nähe mein Glaubenskleid und trenne es da und dort wieder auf, weil es nicht (mehr) passt. Als feministische Theologin bin ich in meiner Kirche mit vielen Anderen eine Heimatlose, und doch hatte ich das Glück, in 33 Berufsjahren in der Kirche einige Nischen zu finden, tolle Projekte realisieren zu können und wundervollen Menschen zu begegnen, die mich gestärkt und genährt haben und ich sie ebenso. Als Sucherin von (Geschlechter-) Gerechtigkeit bleibe ich auf dem Weg und finde immer mal wieder einen glitzernden Glaubensfaden, mitten im Alltag!

Monika Hungerbühler, Frühling 2019

Inhalt

· Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht, <i>1994</i>	9
· Wann ist es Zeit?, <i>1995</i>	12
· Zum Sein hat Gott alles geschaffen, <i>1997</i>	17
· Aus dem Gruselkabinett der Bibel, <i>1997</i>	21
· Eine Zeitlang unversöhnt leben, <i>1999</i>	24
· Weihnachten in Dur und Moll, <i>1999</i>	28
· Eucharistische Köstlichkeiten und andere göttliche Rezepte, <i>2000</i>	31
· Die Eile hat der Teufel erfunden, <i>2002</i>	42
· Der Himmel ist auch unten, <i>2002</i>	44
· Beten. Ist Reden mit Gott, <i>2002</i>	46
· Von der Wichtigkeit des Vorspiels, <i>2003</i>	48
· Von ausgepumpten Jüngern und dem Mitleid, <i>2003</i>	51
· Maria liest, <i>2004</i>	54
· Du bist schön, <i>2007</i>	57
· Steh auf, wenn du am Boden bist, <i>2008</i>	63
· Wer Ohren hat, höre, <i>2008</i>	70
· Wort. Im Anfang war das, <i>2008</i>	75
· Essen, um zu leben, <i>2009</i>	81
· Richtet nicht, <i>2009</i>	87
· Da ist wahrscheinlich kein Gott, <i>2009</i>	92
· Prophetinnen – Ivone Gebara (Auszug Gottesdienst), <i>2015</i>	98

„Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht“

Sie berühren einander zart, stehen beieinander und zueinander – die beiden Frauen, die nicht in dieselbe Richtung blicken, die mir stark, gerade und eigen vorkommen. Die linke Figur mit dem Kopftuch hält die rechte um die Schulter und an der linken Hand. Sie blickt sie an und ist als ganze Person der Frau neben ihr zugewandt, auf sie bezogen. Die gekrönte Frau reicht ihre linke Hand zum Halten und ihren linken Oberarm zur Umarmung. Sie blickt äusserlich in die Ferne, innerlich scheint ihr Blick in der Freundin zu weilen – sie ist völlig präsent. Zwischen den zwei Frauen ist Innigkeit spürbar, eine Art respektvoll-distanzierte Intimität, die mich stark berührt und einnimmt.

Das Bild, das mir eine sehr liebe Freundin geschenkt hat und seither über meinem Schreibtisch hängt (auch über dem ihren), das Bild, das ich in Chartres unbedingt und extra und immer wieder ansehen musste (zwei kleine Figuren inmitten anderer am Königsportal der Kathedrale – Maria und Elisabeth), ist mir enorm wichtig, nein mehr: es ist unterdessen Sinnbild dessen geworden, was ich mit Hoffnung, gutem Leben, Glauben, göttlicher Kraft und dem Fundament für Gerechtigkeit verknüpfe.

Frauenfreundschaften

„Die revolutionäre Kraft von Frauenfreundschaften“ sei die Basis von feministischer Theologie und Frauenkirche, sagte Mary Hunt am Schweizerischen Frauenkirchenfest 1990 in Interlaken. Und weiter: „Der politische und theopolitische Ruf, sich aufzumachen und sich in allen Nationen Freunde und Freundinnen zu machen, ist ein Imperativ.“ Freundschaft, so wie sie auf dem Bild dargestellt ist: voll Respekt für die andere; jede für sich und doch beieinander; Halten und Gehalten-Sein, die eine älter, die andere jünger; die eine schwarz, die andere weiss; die eine arm, die andere reich; die eine kinderlos,

die andere mit Kindern; die eine in Partnerschaft, die andere Single. Ich sehe in diesem Bild eine beziehungshafte Verbindung, der eine gewaltige Kraft innewohnt. Carter Heyward, die eine Theologie im Sinne dieses Bildes geschrieben hat, sagt: „Nur gemeinsam, in gegenseitiger Beziehung, gibt es überhaupt eine gemeinsame persönliche Macht. Nur in Beziehung gibt es Liebe oder einen wirklichen Gott. Ich habe keine Macht, die ich aus mir selbst geben könnte. Liebe ist nicht etwas, das ich ohne dich vollziehen kann. Gott ist unser, damit wir Gott teilen. Wir geben uns Gott und wir empfangen von Gott. Wir erfahren Gott gemeinsam oder gar nicht.“¹

Frauenfreundschaften sind mein Lebenselixier, das ich mir regelmässig besorgen muss. Was täte ich, wenn ich nicht in grösster Not zum Telefon greifen oder an eine Tür klopfen könnte und einer Freundin mein Leid klagen dürfte? Ich kann nicht mehr, alles wächst mir über den Kopf, ich bin überlastet, ich habe keine Kraft mehr, mein Selbstbewusstsein ist zerronnen, ich habe eine Wut, alle fressen mich auf, reissen an mir, verlangen von mir, ich kann mich nicht mehr ausstehen ... Wem klagen, wenn nicht einer wohlwollenden Freundin, die hört, andere Aspekte einbringt, die tröstet, mögliche Wege mit-auslotet, die Kraft und Mut spendet, die da ist und Zärtlichkeit schenkt? Und andererseits: der geteilte Spass an den Kindern, das Lachen und Tanzen, die Zusammenarbeit an einem guten Projekt, Solidaritäts-Stückchen, Lebenslust durch Musik, gutes Essen (füreinander gekocht) und immer wieder Anteilnahme.

Ich blicke das Bild an und denke an die Frauen, ohne die ich mir das Leben nicht vorstellen kann, und ich spüre eine Kraft fliessen, eine wärmende Freude, die mich tief innen dazu bewegt, neu anzufangen, weiterzukämpfen, es nochmals zu versuchen und so gern zu leben. Nochmals Carter Heyward: „Diese Macht in Beziehung ist Gott, und durch Gott werden wir dazu bewegt, uns ständig und kämpferisch für das Wohlergehen der Menschen einzusetzen.“²

1 Carter Heyward, Und sie rührte sein Kleid an.
Eine feministische Theologie der Beziehung, Stuttgart 1986, S. 32

2 Ebd. 41

Macht in Beziehung

Auf diesem Weg finde ich auch eine Beziehung zu den Geschichten, die wir uns rund um die Person Jesu erzählen. Auch da sind Freundschaften, Beziehungen und daraus erwachsende Berührungen und Handlungen zentral. Carter Heyward schreibt: „Jesu Macht in Beziehung, die er als ‚Abba‘ kannte, war in und durch Jesu Fleisch und Blut offenbar, indem er sich entschied, andere zu berühren, anzusprechen und zu ihnen in Beziehung zu treten. In Beziehung hatte Jesus Macht, und es war sein Körper, in dem und durch den er seine Macht in Beziehung erfuhr: seinen ‚Abba‘, unseren Gott, unsere Schwester und Geliebte, unseren Freund und Bruder, das, was uns zwingt, unser Bett zu nehmen und zu wandeln.“³

Das Freundinnen-Bild ist mir ein Auferstehungsbild geworden, denn die ruhige Zugewandtheit der zwei Frauen ist voll revolutionärer Kraft, die überall am Wirken ist: im zehrenden Kinder-Alltag, in zähen politischen Strukturen, in schwierigen Beziehungen, inmitten brutalster Gewalt und Zerstörung – und sie berühren einander zart ...

FAMA-Artikel 1/1994

Wann ist es Zeit?

Meine beiden Kinder, zwei- und vierjährig, haben es fertiggebracht, dass ich ein ganzes Jahr lang die Weihnachtsgeschichte erzählen musste. Von Maria und Josef, die sich gern haben, von Marias Schwangerschaft und der vom römischen Kaiser aufgezwungenen Reise, von der Herbergssuche, der Geburt, den verschiedenen Besuchen und der Rückkehr nach Nazareth. Die Kinder haben diese und genau diese Geschichte einfach ins Herz geschlossen! Das Buch kam vor gut einem Jahr als Geschenk von einer früheren Freundin. Der Pöstler überbrachte das Paket und von da an wurde die Weihnachtsgeschichte die zentrale Geschichte unserer Familie. Ob die Trommeln und Pfeifen von Frau Fasnacht die Gassen füllten oder ob wir am Ostereiermalen waren, ob an einem verregneten Mai-Nachmittag oder in brütender Hitze auf dem Liegestuhl – das kleine Jesuskind, der böse König Herodes, die erstaunten Hirten und die prachtvoll gekleideten Könige waren präsent. Auch in das Herbstlied „Jetzt falle d'Blättli wieder“ mischte sich das Halleluja und Gloria der posaunenden Engel.

Die Kinder leben noch in einer Jetzt-Zeit

Für meine Kinder spielt die Jahreszeit oder sogar das Kirchenjahr keine so entscheidende Rolle wie für mich. Die jahreszeitliche Abfolge des Jahres mit ihren Gerüchen, bestimmten Esswaren, verschiedenen Temperaturen und Helligkeiten, aber auch ihren Geschichten und Traditionen ist mir tief vertraut und hilft mir, mich im Leben einzunisten. Die Kinder aber leben noch in einer Jetzt-Zeit. Sie verlangen sofort und dringend genau dies und das. Jetzt. Sie lassen sich vielleicht einmal kurz beschwichtigen mit dem Argument: „Ich habe jetzt wirklich keine Zeit, ich muss staubsaugen, kochen oder telefonieren ...“ Aber mein Einwand „Jetzt ist gar nicht Zeit für die Weihnachts-Geschichte, wie wär's mit ‚Babar‘ oder ‚Irma hat so grosse Füsse‘ – nein, dieser Einwand zog überhaupt nicht. Die Kinder

starrten mich nur fassungslos an. Nun ja. So kam es, dass ich besagte Geschichte, zwar widerstrebend, aber eben doch, durchs ganze Jahr immer und immer wieder erzählt habe.

Ja, die Zeit. Wann ist die rechte Zeit, der gute Moment für die richtige Geschichte? Wann ist es Zeit, das eine zu tun und das andere unbedingt zu lassen? Ausgehend von meinem unzeitgemässen Erzählenmüssen habe ich mir ein paar Gedanken zur Zeit gemacht.

Die richtige Zeit für die richtige Geschichte

Heute, am 1. Adventssonntag, beginnt eine besondere Zeit. Heute beginnt beispielsweise das Kirchenjahr neu und am 1. Advent brennt die erste von vier Kerzen. Vom 1. bis zum 24. Dezember hat die Zeit genau 24 Fenster. Es ist wie eine Art „countdown“: noch 24 Tage, 23, 22, 21 ... Es muss noch viel gedacht, getan, organisiert werden bis zum Tag 0 bzw. dem Herzen der Spannung: Weihnachten. Und heute beginnt tatsächlich die Zeit, wo unsere Familiengeschichte – eben die Weihnachtsgeschichte – ihren richtigen Platz hat: Das Umfeld stimmt jetzt, auch die Temperatur, die Schaufenster, die ganze Stimmung. Heute beginnt das Warten auf die Geburt Jesu – die Menschwerdung Gottes. Ein zentrales Thema unseres Glaubens, denn Gott, die geistige, unsichtbare Wirklichkeit, nimmt Gestalt an, bekommt Farbe, wird Definition, hat einen Namen und wohnt im menschlichen Körper.

Auch in der Weihnachtsgeschichte spielt „Zeit“ eine wichtige Rolle. „*Es geschah in jener Zeit ...*“, schreibt der Evangelist Lukas (Lk 2,1), oder ein bisschen weiter vorn „*da kam für Maria die Zeit ...*“ (Lk 2,6). Aber Zeit ist nicht gleich Zeit, das wird bei Lukas ganz deutlich: Zwei Zeitebenen spielen da eine Rolle, besser noch: prallen geradezu aufeinander. Zum einen die politische Zeit: Volkszählung, Steuerlisten, Reisezwang in die Herkunftsstadt. Zum anderen die private Zeit: Maria ist hochschwanger; sie blickt der Geburt entgegen. Sie baut ein Nest. Sie bereitet sich vor. Es ist der denkbar ungünstigste Moment für sie zum Reisen.

Zeit ist nicht gleich Zeit.

Es gibt offenbar verschiedene Zeitebenen.

Zum einen die äussere Ebene: die mit der Uhr messbare – eine Minute kommt nach der anderen. Eine Stunde dauert 60 Minuten. Ich bin genau 36 Jahre und 10 Monate und 12 Tage alt. Was gestern war ist vergangen. Beim dritten Ton ist es genau 17.00 Uhr. Kommt Zeit kommt Rat. Zeit heilt alle Wunden. Eile mit Weile.

Eine innere Zeitebene oder vielleicht besser gesagt: ein inneres Zeitempfinden kennt kein regelmässiges Ticken. Da kann Lebenszeit im Nu verfliegen. Da kriechen Sekunden in unerträglicher Langsamkeit. Trotz Sonnenschein können sich ganze Wochen verdunkelt dahinschleppen oder wir empfinden eine schlaflose Nacht so lang wie Jahre.

Das Aufeinanderprallen der äusseren und der inneren Zeitebene ist etwas, das mich auch im Advent besonders beschäftigt und mich jedes Jahr in ein seltsames Gefühlsgemisch stürzt. Rein äusserlich ist die Adventszeit ganz klar charakterisiert: viel Kerzenlicht, überall Lichter, Gold und Geschenkpapier und eine gewisse Spannung, bis sie endlich da ist, die Weihnacht. Da ist die ungeduldige Wartezeit der Kinder. Da ist das freudig-aufgeregte Basteln von Geschenken oder Weihnachtsgutzi-Backen. Da kommt ein prickelndes Ziehen ins Leben. Die Düfte dieser Zeit sind voll von Tannenzweigen, Kerzen, Orangen und Erdnüssen. Auf der anderen Seite oder auf der inneren Zeitebene kann das Erleben dieser Zeit zu einem qualvollen Warten werden: Wann ist diese überdrehte Zeit wieder vorbei? Wann legt sich der wahnsinnige Trubel? Vielleicht erinnern diese Tage schmerzlich an einen Menschen, der einem fehlt. Oder es fehlt einem – aus Arbeitsüberlastung – jede Zeit, den Advent überhaupt zu realisieren. Die innere Uhr ist keineswegs gezwungen, sich auf die Ankunft Gottes in der Welt einzulassen. Kein goldlockiger Engel muss mich zur Hoffnung veranlassen. Kein Weihnachtsoratorium muss mich an die Armen erinnern. Das Ritual des Geschenke-Kaufens und -Erhaltens kann emotionslos an der Vision einer gerechteren, da geschwisterlicheren Welt vorübergehen.

Zeit ist nicht gleich Zeit.

Aussenzeit ist nicht immer gleich Innenzeit.

Zeit – was ist das eigentlich? Wir alle leben in ihr, sie tröpfelt unaufhaltsam und in scheinbar immer gleichen Einheiten. Sie nimmt uns aus dem Gestern und schiebt uns ins Morgen. „Zeit“, sagt ein ausländisches Kind, „ist die Uhr, gibt’s immer und immer. Geht immer und immer. Hört nie auf.“¹

Einen anderen Aspekt von „Zeit“ umschreibt der Schriftsteller Max Frisch. Er macht in seinem Tagebuch folgende Notiz: „Wir leben auf einem laufenden Band, und es gibt keine Hoffnung, dass wir uns selber nachholen und einen Augenblick unseres Lebens verbessern können. Wir sind das Damals, auch wenn wir es verwerfen, nicht minder als das Heute – Die Zeit verwandelt uns nicht. Sie entfaltet uns nur ... Die Zeit? Sie wäre damit nur ein Zaubermittel, das unser Wesen auseinanderzieht und sichtbar macht, indem sie das Leben, das eine Allgegenwart alles Möglichen ist, in ein Nacheinander zerlegt ...“²

Schwer zu verstehende Worte zum Thema „Zeit“. Was könnte das heissen: Ich bin das Damals, nicht minder als das Heute? Darf Vergangenes nicht vergangen bleiben? Oder ist es eher so, wie die Psychologie zu bedenken gibt: Das in der Zeit Versunkene, Vergangene kann Wirkung haben bis ins Heute. Gestern und heute sind manchmal sehr nahe beisammen. Das kann wohlthuend, schmerzlich oder bedrohlich sein. Aber es macht etwas deutlich, das Max Frisch über die Zeit sagt: „Wir sind das Damals nicht minder als das Heute ... Die Zeit verwandelt uns nicht, sie entfaltet uns nur ...“

Ich bin das kleine Kind, das Mädchen, die Jugendliche, die Frau. Ich bin die Zärtliche, die Furie, die Lachende, die Verzweifelte, die Hoffende. Die Zeit entfaltet mich, faltet mich auseinander. Ich werde nicht mit jedem Jahr mehr zusammengefaltet und am Schluss des Lebens bin ich dann völlig gefaltet und zerknittert. Glaube ich Max Frisch, ist es umgekehrt: Leben ist Entfaltung. Jeden Tag kommt ein neuer Falt hinzu, eine neue Erfahrung, ein weiterer Aspekt.

¹ Helga Glantschnig, Blume ist Kind von Wiese, Hamburg 1993, S. 134

² Max Frisch, Die Tagebücher 1946-1949, 1966-1971, Frankfurt/M 1983, 18f.

Es ist immer die richtige Zeit

Die Zeit ist ein Zaubermittel, das auseinanderzieht und sichtbar macht ... Demnach wären Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Allerheiligen auch nicht so weit voneinander entfernt, sondern Facetten von religiösem Geschehen? Nur die Zeit zieht sie auseinander und setzt sie an einen bestimmten Ort im Jahr.

Also war es doch gut, das ganze Jahr über die Weihnachtsgeschichte vorzulesen!?

Vielleicht haben mich meine Kinder mit ihrem dringenden Wunsch nach der Weihnachts-Geschichte zu etwas genötigt, das vom Geheimnis der Geschichten um Gott erzählt: Für die eigentlich grossen Themen oder Fragen gibt es keine besondere Zeit! Solche Geschichten kommen immer richtig. In jeder Zeit. Jetzt. Im Alltag. Heute. Für Dich, für mich.

Radiopredigt vom 3. Dezember 1995, DRS 2

„Zum Sein hat Gott alles geschaffen“

Eine Predigt zum Atemholen

„Wozu sind wir auf Erden?“ Die alte Katechismus-Frage hat eine alte Katechismus-Antwort: „Um Gott zu dienen und in den Himmel zu kommen.“ Die neue feministisch-theologische Katechismus-Antwort dürfte heute etwa so lauten: „Wir sind auf Erden, um für Gerechtigkeit zu streiten, um das Patriarchat stückchenweise zu entlarven und wegzustemmen, um die inklusive Sprache in Gottesdiensten zu benutzen, um weibliche Gottesbilder zu verinnerlichen, um unsere Töchter mit einem Gefühl der Selbstliebe aufwachsen zu lassen; um Erwerbs- und Reproduktionsarbeit miteinander zu verbinden und mit unseren Partnern und Partnerinnen irgendwie zu teilen, um Partnerschaft und Freundschaften zu pflegen, um politisch aktiv, interessiert oder beteiligt zu sein, um uns selbst nicht zu vergessen, um ...“

Wozu sind wir auf Erden?

„Zum Sein hat Gott alles geschaffen und heilvoll sind die ‚Hervorbringungen‘ des Kosmos“ (Weish 1,14). So lauten die Worte aus dem Buch der Weisheit. Im ersten Jahrhundert vor Christus haben gebildete Jüdinnen und Juden in einem politischen Klima von zunehmendem Fremdenhass und Antisemitismus „die Stimme der Vernunft“ (Silvia Schroer) erhoben und im Buch der Weisheit zur Feder gegriffen. Der personifizierten Weisheit und König Salomo wurden Worte in den Mund gelegt (Liebe zur Gerechtigkeit, Lobrede auf die Weisheit, Erinnerung an den Exodus), die bis auf den heutigen Tag ihre Kraft nicht eingebüsst haben.

Einfach einmal Sein ...

Dieser Gedanke hat mich beeindruckt, erstaunt, zum Weiterdenken veranlasst (angeregt durch einen Artikel von Max Küchler, der im Juni 1994 im Basler Pfarrblatt erschienen ist). Gott hat alles geschaffen zum SEIN. „Der weise Salomo“, schreibt Küchler, „hat sich da

zurückgelehnt aus dem Getümmel seiner Reichsgeschäfte und seine tausend Weisheiten in einem einfachen Satz zusammengefasst. Er hat einmal grundsätzlich über alles Seiende nachgedacht und dann statuiert, dass die Welt als Schöpfung Gottes ihren Sinn darin hat, dass sie ist, wie sie ist.“

Die personifizierte Weisheit, die Throngenossin Gottes, scheint da ihre scherzende Stimme mit im Spiel gehabt zu haben. Sie ist es ja, die Salomo solche Worte einflüstert. Ihr kommt schöpfungstheologische Bedeutung zu (Silvia Schroer), wenn sie von sich sagt: *„Gott hat mich geschaffen als Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit ... Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und alle Schollen des Festlands ... , da war ich als seine Vertraute bei ihm. Ich war seine Freude Tag um Tag und spielte vor ihm allezeit“* (Spr 8,22-31). Alles Geschaffene wird hier beschrieben als das Werk eines „vergnügten und sich vergnügenden Gottes“ (Othmar Keel).

Von Lilien und Vögeln

Wie wohltuend, wie leicht, wie betörend! Salomo scheint von diesem Geist beflügelt, wenn er das reine Existieren des Lebens noch vor jedem Zweck und jeglicher Pflicht betont: *„Zum Sein hat Gott alles geschaffen.“* Ich sehe ihn vor mir, wie er aus dem Fenster sinniert in jene nutzlos schönen *„Lilien des Feldes“*, von denen Matthäus (6,28f) berichtet, *„wie sie wachsen ohne zu arbeiten und zu spinnen“* und doch ihn, *„Salomo in all seiner Pracht an Schönheit übertreffen“*. Vielleicht hat Salomo bei einem Spaziergang durch seine Gärten Rast unter einem Baum gemacht und auf dem Rückend liegend *„die Vögel des Himmels“* fliegen sehen, die *„weder ernten noch Scheunen mit ihren Vorräten füllen“* (Mt 6,26). Welch wundervolle Einsicht in das Wesen der Weisheit, die *„ein Hauch der Kraft Gottes“* und *„Widerschein des ewigen Lichts“* ist (Weish 7,25).

„Und Gott sprach: Es ist gut ...“

Vom gleichen Geist der Weisheit scheint die Schriftstellerin Zelda Fitzgerald erfüllt zu sein, wenn sie schreibt: „Ich nehme ein Sonnen-

bad und lausche den Stunden, spreche leise Wörter vor mich hin und zerfließe unter den Pinien, im harzigen Geruch der so nachhaltigen Mittagsstunden. Die Welt verliert sich in einem blauen Dunst am Horizont, und der Augenblick schläft in einer leichten, klar umgrenzten Sonne.“

Stauend lese ich diese Worte immer wieder und spüre ihre heilvolle Wirkung. Stauend ahne ich etwas von jener grossen Sabbatruhe, die ein sechsmaliges *„und es ist gut“* in sich vereint. Möglicherweise hat der weise König Salomo sich selbst für einen Moment als ein winziges Geschöpflein in diesem gewaltigen kreativen Prozess der Welt sehen können. Hineingebunden in ihre Zeit und ihren Raum und doch auch selbst daran beteiligt, mitschöpferisch.

Haben wir es nicht fast verlernt, ohne schlechtes Gewissen einfach zu SEIN? Momente des Genusses zu spüren, Momente des Staunens einzusaugen? Aber genau aus dieser Optik heraus spricht Salomo, wenn er sagt: *„Gott hat den Tod nicht gemacht, und er genießt den Untergang der Lebenden nicht ... kein Gift des Verderbens ist in den Geschöpfen der Welt, das Reich des Todes hat keine Macht auf der Erde, denn die Gerechtigkeit ist unsterblich. Zum Sein hat Gott alles geschaffen und heilvoll sind die ‚Hervorbringungen‘ des Kosmos“* (Weish 1,13-15).

Eine Weile auf die Insel ...

Es muss erlaubt sein, für einmal ganz bewusst und selektiv die Schönheit der Welt und der Menschen zu betrachten, sprich: den Entwurf einer Welt, wie sie eigentlich und grundsätzlich von Gott und der Weisheit gemeint ist. Feiern, einmal herumhängen, ausruhen, gar nichts tun, einfach einmal sein, Musik hören, spielen ... – das sind Inseln, wo der Lebenssaft gemacht wird. Wir müssen uns immer wieder aufmachen, ihn dort zu holen.

Ein Text, der mich diesbezüglich immer wieder stärkt, stammt von Walter Dirks:

„Es fragt sich, ob das Unheil eine Dimension angenommen hat, die uns für die Gegenaktion total in Beschlag nimmt oder – ich will es

simpel sagen – ob der Mensch das Recht behalten hat, zu schlafen, in Ruhe und mit Genuss zu essen, die Ehe mit dem Partner, die Freundschaft mit dem Freund auszuleben, Ferien zu machen, mit Kunstwerken zu kommunizieren, ‚Urlaub zu nehmen‘ auch aus der Geschichte, schliesslich – das ist ebenso wichtig – Stärkung zu suchen für die Anstrengung des Begriffs und der Tat. Ich denke nicht, dass der Welt geholfen wäre, fiele ihr Schicksal ganz in die Hände von Unausgeschlafenen, Hungerschwachen, Glücklosen. Jeder geglückte Schlaf, jedes wirklich menschliche Gespräch, jede gelingende Liebesbegegnung, jedes Kunstwerk aus allen Perioden der Menschheitsgeschichte kann für uns eine heile Insel sein, zu der man hinfährt, wo man eine Weile bleibt – und von der man wieder nach Hause muss ins Getümmel.“

Diesen Text hat uns Else Kähler, die Lebensgefährtin von Marga Bührig, an einem Abend unserer monatlich stattfindenden Frauengruppe mitgebracht. Ich nehme ihn immer wieder hervor, sage ihn mir auf und höre die Weisheit flüstern: „Zum Sein hat Gott alles geschaffen ...“ Ich habe dabei Elses Gesicht vor mir, lächelnd, frech und ermutigend. Danke Else!

FAMA-Artikel 2/1997

Aus dem Gruselkabinett der Bibel

Es gibt eine Reihe von Texten in der Bibel, die sind grässlich. Zu ihnen gehört ein Abschnitt im Brief an die Gemeinde in Ephesus, nämlich die Kapitel fünf und sechs, die als sogenannte Haustafeln bezeichnet werden.

„*Einer ordne sich dem andern unter in der gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus. Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn Christus; denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Kirche ist ... Wie aber die Kirche sich Christus unterordnet, sollen sich die Frauen in allem den Männern unterordnen. Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat ...*“ (Eph 5,21–26)

Grosses Entsetzen

Als wir den Text kürzlich in einer biblisch interessierten Frauengruppe diskutierten, war das Entsetzen und Schimpfen gross und diverse Alltags-Beispiele purzelten in die angeregt schwatzende Runde. Was tun mit einem solchen Text, der ja noch eine Reihe biblischer Geschwister hat, die weibliches Schweigen verordnen oder von weiblichen Verführungskünsten wissen?

Was sind Haustafeln?

Die Haustafeln (Eph 5,21–6,9 und Kol 3,18–4,1) sind Mahnschreiben an einen patriarchalen Grosshaushalt. Es geht um Beziehungen und deren Ordnung: zwischen Frau und Mann in der Ehe, zwischen SklavIn und Meister und zwischen Vater und Sohn. Ermahnt werden jeweils beide Seiten, wobei der untergeordnete Teil im Gehorsam gegenüber dem übergeordneten Teil gestärkt werden soll. Die Herkunft der Haustafeln ist in der aristotelischen Philosophie über die Führung eines Grosshaushalts zu suchen. Aristoteles vertrat die Ansicht, dass Frauen, Kinder und SklavInnen von Natur aus den Männern, Meistern und Vätern untergeordnet sind.

Befreiende Traditionen

Die oben erwähnte Frauengruppe trifft sich seit Jahren, weil sich jede dieser Frauen als Tochter Gottes weiss, weil sie sich von Jesus in die „Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten“ gerufen sieht und weil sie von einer Kirche träumt, wo diese Gleichstellung entgegen aller gesellschaftlichen Unterordnung anfanghaft verwirklicht wird.

Diese Handvoll Frauen ist über eine lange Kette mit ihren Vormüttern und Vorschwestern verbunden. Denn die Frauen des ersten bis dritten Jahrhunderts waren auch angesteckt vom Virus der Gleichstellung, denn sonst wären die vielen Ermahnungen gar nicht nötig gewesen. Offenbar haben gerade die Frauen die Botschaft Jesu gehört, in ihr Leben umgesetzt, (viel) davon geredet, sich nicht mehr untergeordnet ... Eine Botschaft davon, dass Christinnen und Christen „*alles gemeinsam hatten*“ (Apg 4,32), wo wirtschaftliche und kirchliche Ordnung anders funktionierte. Eine Botschaft von Geschwisterlichkeit gegen altbekannte Hierarchien, wo es „*nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau gibt; denn ihr alle seid ,eins‘ in Christus Jesus*“ (Gal 3,28).

Schon damals: Spannungen

Und jetzt dieser Abschnitt im Epheserbrief! Ordnung und Unterordnung statt Freiheit und Gleichheit. Dieser Text bewahrt „als gefährliche Erinnerung“ durch die Jahrhunderte hindurch die extreme Spannung auf, unter der bereits die Sammler und Sammlerinnen der neutestamentlichen Texte standen. „Die Bibel ist ein Dokument der Befreiung, aber auch des Versuchs, die Fülle von Gottes Gegenwart in der Geschichte zu leugnen“ (Susan B. Thistlethwaite). Die Bibel ist mitnichten ein reines Befreiungsbuch für unterdrückte Menschen, sondern bot (und bietet bis heute) immer auch Hand für krasse Ungerechtigkeiten und die Zementierung von hierarchischen Ordnungsverhältnissen.

Die Bibel umfasst Befreiendes und Unterdrückendes

Christinnen und Christen können und müssen biblische Texte nicht

tale quale konsumieren, sondern sie stehen vor der Aufgabe zu unterscheiden: „zwischen historisch bedingten patriarchalen Traditionen und der bleibenden befreienden Bibeltradition, zwischen einem befreienden wesentlichen Inhalt bzw. Kern und seinem historisch beschränkten, patriarchal-kulturellen Ausdruck, zwischen einer befreienden prophetischen Kritik und einer geschichtlich-kulturellen Deformation der Bibel“ (E. Schüssler-Fiorenza).

Ja, und wer darf oder soll hier unterscheiden? Jeder Mann, jede Frau, in deren Leben hinein die befreiende biblische Tradition zu sprechen vermag. Die Frauengruppe hat unterschieden: Die Haus-tafel-Texte tragen nichts zu ihrer weiblichen Kraft und Spiritualität bei.

*Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz,
August 1997*

Eine Zeitlang unversöhnt leben

Ein Freund hat mir einmal erzählt, dass er nach einem schlimmen Konflikt mit seiner Frau am nächsten Abend nach der Arbeit einen Blumenstrauß mit nach Hause gebracht habe – als ein Friedensangebot, ein Versöhnungszeichen. Die Frau habe die Blumen genommen, sie ihm vor die Füße geschmissen und gemeint, sie wolle zuerst den Konflikt mit ihm austragen und sich nicht mit Blumen beschwichtigen, „versöhnen“ lassen. – Und sie habe recht gehabt damit, meinte der Freund nach einer Weile. Das habe er allerdings erst später zugeben können. Im ersten Moment sei er verdattert und beleidigt gewesen.

Ein Bibeltext, der erschreckt

An diese kurze Begebenheit aus einem Ehe-Alltag habe ich mich beim Sinnieren über das Sonntagsevangelium erinnert. Wer die untenstehenden Verse aus dem Neuen Testament liest, wird möglicherweise erschrecken oder ratlos den Kopf schütteln.

„Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein ...“ (Mt 10,32-37). So spricht Jesus im Matthäusevangelium. Und bei Lukas heisst es parallel: *„Ich (Jesus) bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen“ (Lk 12,49).*

„Friede sei mit euch ...“

Gibt es denn einen grösseren Wurzelwert im Christentum als den des Friedens? In allen Gottesdiensten wünschen wir einander den Frieden. *„Selig sind die Friedensstifter/innen ...“ (Mt 5,9)* heisst es in der Bergpredigt. „Geht hin in Frieden“ lautet der Wunsch am Ende

jedes Gottesdienstes. *„Gnade sei mit euch und Friede von Gott...“* grüsst Paulus im Römerbrief (Röm 1,7). Unter dem Titel „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ fand an Pfingsten 1989 in Basel die 1. Europäische Ökumenische Versammlung der Kirchen statt. Frieden, Frieden, Frieden.

Nicht nur Frieden

Das Christentum hat nicht nur Frieden gebracht, das wissen alle. Sehr schnell können wir unzählige Beispiele von Konfessionskriegen, Inquisitionen, Hexenverbrennungen (auch moderner Art) aufzählen. Und unzählige Menschen, die den Traum von Frieden und Gerechtigkeit träumen und die sich auch ideell, finanziell, politisch für ihn einsetzen, schauen enttäuscht oder verbittert auf diesen leidvollen Strang der Kirchengeschichte.

Konflikte schon ganz am Anfang

Die verstreuten Grüppchen von Christinnen und Christen, die sich nach dem Tod ihres Freundes Jesus auferstehungsbegeistert im Alltag zu bewähren suchten, haben verschiedenste Konflikte heraufbeschworen und aushalten müssen.

Denken wir für einen Moment an all die (versteckten) Familienkonflikte, die in der Bibel nicht eigens ausgeführt werden: Der Sohn ist begeistert von der Jesusbewegung und will mit den Jesusjüngerinnen und -jüngern auf Missionsreise gehen. Der Vater aber hat vorgeesehen, dass der Sohn eines Tages sein Geschäft übernehmen wird. Es gibt ein Geschrei. Ein Gefluche. Harte Worte. Türen schlagen. *„Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien“ (Mt 10,35).* Die Mutter realisiert nach einer Predigt plötzlich, dass sie ihr Leben lang immer für die anderen, aber nie für sich – als ein Geschöpf und Ebenbild Gottes – gesorgt hat und möchte nun das Gebot *„liebe deine/n Nächste/n, wie dich selbst“* in ihr Leben umsetzen. Sie beginnt, neben ihren Haushaltspflichten, eigene Wege zu gehen, neue Träume zu träumen. Die Familie purzelt durcheinander. Alles gerät aus den Fugen. Konflikte brodeln. *„Ich bin gekommen,*

die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter zu entzweien“ (Mt 10,35).

Konflikte, Schwierigkeiten

Jesus hat Jünger/innen gesammelt. Petrus sagt zu Jesus: „*Du weisst, wir haben unser Eigentum verlassen und sind dir nachgefolgt*“ (Lk 18,28). Frauen sind Jesus nachgefolgt. Es sind reiche Frauen, die die Jünger und Jesus mit ihrem Geld unterstützen (Lk 8,1ff). Diese Tatsachen deuten auf Konflikte hin. Wer sind die, die zurückbleiben? Ehemänner, Väter, Mütter, Kinder, Angestellte, Dienerinnen? Was alles lassen sie zurück? Geschäfte, Handwerke, Projekte, Häuser ...? Was sagen Betroffene, Verwandte, Nachbarinnen zu dieser Wander-Prediger-Herumzieh-Gruppe? Jesus bzw. die Jesusbewegung hat Widerstand provoziert. Jesus ist nicht so weltfremd, dass er die Konflikte, die sich bildeten, ausgeblendet hat. Jesus ist auch der Tempel-Reinigungs-Wut-Jesus, der mit Feuereifer spricht und seine Botschaft von Liebe und Gerechtigkeit – auch unter den Geschlechtern – wie ein Feuer brennen sehen will. „*Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen*“ (Mt 10,34).

Warum es ohne Streit nicht geht

„Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle des Lebens“ lautete das Thema der 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung der Kirchen von 1997 in Graz. „So manchen“, schreibt die Theologin und Studienleiterin Reinhild Traitler, „ist dieses Thema nicht so recht über die Lippen gegangen. Nicht weil wir Versöhnung in Europa nicht bitter nötig hätten, sondern eher, weil die Formulierung nahelegt, dass Versöhnung von aussen und von oben kommen wird, ohne die notwendige Erinnerungsarbeit an all die Ungerechtigkeit und das Unversöhnte im Leben unserer Völker und in unserem persönlichen Leben. Eine solche Sicht der Versöhnung verschleiert irdische Machtverhältnisse und die Sühne, die von jenen zu leisten ist, die Gewalt, Ungerechtigkeit und Leiden mitverursachen.“ Der innige Wunsch nach Frieden, Harmonie und Versöhntheit darf einen schwelenden

Streit, ungerechte Strukturen und Verhältnisse nicht zukleben bzw. mit Blumenduft „überduften“. Es darf, ja es muss – auch im Namen des Jesus von Nazareth – immer wieder (um Gerechtigkeit) gerungen und gestritten werden. Das ist nicht als Kriegserklärung zu verstehen, ebensowenig wie die Worte des Sonntagsevangeliums, sondern als eine Aufforderung, Stellung zu beziehen, und als eine Ermutigung zu dosiertem Streiten.

Eine Sonderlektion für uns Frauen

„Frauen sind das brave Geschlecht. Freundlich, nachgiebig, bescheiden und grosszügig. Das wird erwartet, entspricht aber auch dem Bild, das jede Frau in sich trägt“, schreibt Ute Erhardt in ihrem Buch „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin“. Lieb-sein und Brav-sein können zur Falle werden, wenn sie anstehende Konflikte („Kriege“) allzulange „überlieben“ und wenn die Sehnsucht nach Harmonie und Frieden jeden Zornesausbruch im Keim erstickt. „Vielleicht müssen die Versöhnungsanstrengungen von Frauen darauf abzielen, eine Zeitlang unversöhnt zu leben, unversöhnt mit den ungerechten Zuständen, mit der Unterdrückung der Schwächeren, auch den Schwächeren unter den Frauen ...“ (Reinhild Traitler).

Mit beiden Beinen auf der Erde träumen

Christinnen und Christen haben durch alle Jahrhunderte einen Traum geträumt – den des Friedens *und* der Gerechtigkeit. Menschen ohne Träume gehen zugrunde (vgl. Spr 29,18: *Ein Volk ohne Vision geht zugrunde*). Gleichzeitig bleiben sie Realisten/Realistinnen und sehen, dass ihr Einsatz für Leben und Gerechtigkeit (in der eigenen Beziehung und in der Politik) Konflikte und Ablehnung provoziert: Idealisten! Spinner! Träumerinnen! werden sie geschimpft. Und dann wissen sie es wieder: Jesus ist nicht gekommen, um rosa-rote Bonbons zu verteilen, sondern um die Kraft Gottes zu bezeugen und sie vor allem in den Menschen am Rand zu wecken.

Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz, Juni 1999

Weihnachten in Dur und Moll

Mir begegnete einmal eine Frau, die sagte: „Ich gehe an keine Hochzeits-Feiern mehr. Zwei Jahre später ist das Paar doch wieder geschieden!“ An diese ehrliche, aber auch deprimierende Aussage habe ich mich erinnert beim Lesen und vor allem beim Weiterlesen der Weihnachtsgeschichte.

Lesen in Dur

Zuerst ist da ein Mädchen, Maria. Und Josef, ihr Verlobter. Eine Schwangerschaft und die Geburt ihres Sohnes Jesus. Da sind Engel, Sterndeuter mit Geschenken und Huldigungen. Da ist die Rede vom neuen König der Juden, von einem Erlöser, von einem Stern. Und wieder von Engeln, die den Sterndeutern und später auch Josef im Traum erscheinen und ihnen einen Weg zeigen. Josef, Maria und ihr Kind entkommen den Soldaten, die ihrem Kind nach dem Leben trachten, und können nach zwei Jahren Auslandsaufenthalt nach Nazareth zurückkehren.

Lesen in Moll

Das Mädchen Maria ist ledig, noch nicht mit Josef verheiratet und wird schwanger. Josef, der nicht der Vater des Kindes ist, will Maria zuerst verlassen, weil er aber beim Hin- und Her-Überlegen eine Engels-Stimme hört, nimmt er sie aber dann doch zu sich. Herodes erschrickt über „den neuen König“ und mit ihm ganz Jerusalem. Herodes lügt die Sterndeuter an, heuchelt, er wolle den genauen Ort der Geburt nur wissen, weil er das Kind ebenfalls anbeten wolle. Maria, Josef und Jesus müssen fliehen. Angst und Schrecken breiten sich aus. Die Soldaten des Herodes brechen in die Häuser Bethlehems ein, wüten und morden unschuldige Buben. Lautes Weinen und Klagen tönt durch alle Strassen. Mütter und Väter wollen sich nicht trösten lassen.

Keine nur heile Geschichte

Die Weihnachtsgeschichte der Bibel ist in Dur und Moll gespielt. Die Hauptrolle spielt eine Familie im „Krieg“ bzw. einem kriegerischen „Frieden“ – der sogenannten Pax Romana. Jesus – ein Flüchtlingskind. Gehetzt durch Wälder und Kälte, suchen sie sich nachts einen Weg. Am Tag verstecken sie sich, schlafen vielleicht. Zwei Jahre leben sie im Asyl, dann kehren sie wieder zurück. Aber in all der Angst ein neugeborenes Büblein. In all dem Stress eine frischgebackene Familie mit ihren ersten Gehversuchen. Aber vor allem: in all dem die Verheissung und der Segen, den Maria im Herzen aufbewahrt und bewegt. Sie zehrt häppchenweise davon: „Du bist gesegnet unter den Frauen“, „dein Kind ist ein Geschenk von Gott“. Und doch über allem nicht nur die Engel und der Stern, sondern auch das Schreien der Mütter und Väter, deren Kinder gemordet werden. Die Weihnachtsgeschichte ist keine heile Geschichte.

Sehnen nach Heilsein

Manchmal will man nur heitere, lustige Lieder hören, kann nur die helle, harmonische Seite des Lebens ertragen. Man will weghören von den ewig schlechten Nachrichten. Vor allem auf Weihnachten hin, wo die Gefühle ein wenig mehr an die Oberfläche steigen, wo Erinnerungen an Schönes, Gelungenes nicht nur dankbar, sondern auch traurig machen können.

Keine Lust auf Harmonie

Und manchmal will und kann man sich nicht trösten lassen, weil ein Schmerz noch zu offen daliegt, weil jede Aufmunterung falsch und schrill klingt und überall wehtut. Auch dies gehört unmittelbar zur Weihnachtsgeschichte. Am 28. Dezember, nur drei Tage nach Weihnachten begeht die Kirche „das Fest“ der unschuldigen Kindlein und erinnert sich an die damaligen und heutigen Morde an Kindern (Frauen und Männern). Weihnachten – auch dies: Die schmerzhaften Erinnerungen aufsteigen lassen, das Leid der Welt sehen und spüren

und sich doch nicht von ihm versteinern lassen. Es aushalten, wehklagen und untröstlich sein.

Feiern – trotzdem und erst recht!

Was kann die Weihnachtsgeschichte in Dur und Moll jener Frau sagen, die nicht gern an Hochzeitsfeste geht, weil sie Streit, Entzweiung, Missverständnisse und Trennung schon mitdenkt? Feste sollen gefeiert werden! Gerade angesichts des Todes und der schlimmen Ereignisse, die wir verarbeiten müssen, die wir nur betrauern können. Feste sind ein „Lebensmittel“ gegen die Resignation und die Mutlosigkeit, die uns so oft einholt. Die Weihnachtsgeschichte ist nicht zufällig eine Geschichte der Nacht, eine Geschichte in der Dunkelheit und für die Dunkelheit. Aber die Weihnachtsgeschichte überblendet das Dunkle nicht. Und die Engel – Boten, Botinnen Gottes – sind mit ihren verheissungsvollen Melodien und Liedern dabei. Sie singen in jede noch so feine Faser der Schöpfung hinein und machen mit ihrem Gesang klar: Jeder einzelne Mensch, jede Ehe, jede Beziehung, jede Familie ist ein Gebilde aus Wundern und Schmerz, ein Werk in Dur und Moll. Daher lasst uns Hochzeiten feiern trotz hoher Scheidungsraten, lasst uns jede Taufe feiern angesichts der Welle von Kirchenaustritten. Lasst uns Weihnachten feiern gegen die Schwärze und Schwere des Lebens.

*Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz,
Dezember 1999*

Eucharistische Köstlichkeiten und andere göttliche Rezepte

Assoziationen zum Essen im Gottesdienst

„Hast du immer Hunger?“, fragten mich früher oft Kinder, wenn ich meinen Namen sagte, und ich habe mich jeweils furchtbar geschämt für meinen blöden Namen, hätte lieber anders geheissen. Heute würde ich antworten: „Ja, ich habe immer Hunger!“ Der Hunger ist mir quasi auf den Leib geschrieben. Vielleicht habe ich deshalb meinen Nachnamen „Hungerbühler“ bekommen ... Und gerade wegen diesem Hunger bin ich vielleicht mein Leben lang gerne Schlange gestanden, wenn es ums Essen ging: sowohl in einem Selbstbedienungsrestaurant, in einer Kantine, als auch in der Kirche. Man schiebt sich Schritt für Schritt vorwärts, wartet mit einem leeren Tablett in der Hand oder mit gefalteten Händen, schaut sich um, erkennt jemanden, lächelt, geht wieder einen Schritt weiter, kommt langsam dem Ziel näher. Oder man kennt niemanden, lässt den Blick schweifen, schaut nirgendwohin, macht automatische Schritte, wird berührt von den Schiebenden und Geschobenen.

Schlange stehen für den Leib Christi

Heute geht es ums Essen im Gottesdienst, ums Schlange stehen für Gott respektive für Jesus, denn den essen wir ja. „Der Leib Christi“ – „Amen“ heisst die Formel bei der Brotübergabe. So haben wir es im Erstkommunionunterricht gelernt. Man antwortet nicht mit „Danke“ oder „Scho rächt“, auch nicht mit Stillschweigen, sondern mit „Amen“ – so ist es, so sei es – ich esse jetzt den Leib Christi, sein Fleisch, seinen Körper. Nie habe ich mir das allzu genau vorgestellt, hatte keine inneren Bilder von blutigen Koteletts oder einem zerstückelten Jesus-Körper. Probleme hatte ich jeweils nur mit der früher hauchdünnen Hostie, die mir immer sofort am Gaumen klebte und die mit der Zunge fast nicht mehr zu bewegen war. Inbrünstig und mit Tränen in den Augen sang ich als Kind die blutigen Abendmahlslieder, die

in mir ein tiefes Mitleid für den getöteten bzw. toten Jesus weckten.

Als Kind freute ich mich wahnsinnig auf die Erstkommunion und ich sang die Liedstrophen voller Inbrunst. „O heilige Seelenspeise auf dieser Pilgerreise, oh Manna Himmelsbrot. Wollst unsern Hunger stillen, mit Gnaden uns erfüllen, uns retten vor dem ewgen Tod.“ Oder: „Beim letzten Abendmahle, die Nacht vor seinem Tod, nahm Jesus in dem Saale Gott dankend Wein und Brot. ‚Nehmt‘ sprach er, trinket, esset: Das ist mein Fleisch und Blut, damit ihr nie vergesset, was meine Liebe tut‘. Da ging er hin zu sterben am blutigen Kreuzaltar, gab, Heil uns zu erwerben, sich selbst zum Opfer dar. O lasst uns ihm ein Leben von jeder Sünde rein, ein Herz ihm ganz ergeben zum Dankesopfer weihn.“¹

Jetzt gehörst du dazu, war die Botschaft. Jetzt darfst du das heilige Brot auch essen, jetzt darfst auch du aufstehen und dich in der Schlange anstellen. Ich war eine andächtige Schlangensteherin, habe gern „kommuniziert“, wie der Fachbegriff für dieses Brotholen und Brotessen lautet, und mich dann mit der Klebhostie in den Bank gekniet, die Hände vor die Augen gehalten und gebetet. Es war schön und es genügte. Ich habe mir nie viel dabei überlegt. Aber wenn ich mich nach dem Gebet wieder hinsetzte, war für einen Moment alles gut. Es war ein Essen, das zufrieden machte. Danach war auch das Ende des Gottesdienstes in nächster Nähe, das Amen.

Schlange stehen heute – mit welchen Gefühlen?

Ich stehe immer noch Schlange in der Kirche. Worauf hoffe ich, was verärgert mich, was fühle ich, wenn ich mich einreihe in die Schlange jener, die etwas zu bekommen hoffen, symbolisiert in einem runden Stück Hostie, dem symbolisierten Brot?

Ich stehe Schlange mit anderen. Ich hoffe auf umfassendes Seelen-Manna, Ambrosia und Nektar für mich persönlich, aber auch für mich als eine in dieser langen Schlange der Hoffenden. Wenn ich an der Reihe bin, wenn ich ganz vorne bin, in der Nähe des Tisches, sage ich „Amen“ und esse nicht nur den Leib Christi, sondern sein ganzes Leben, seine ganze Geschichte, ich verleibe mir sein Engagement ein.

¹ Christoph von Schmid 1807, M: Melchior Vulpinus 1609.

Ich möchte es wenigstens. Ich esse ein Wort, das ich verstanden habe. Ich stehe Schlange, weil ich eine der vielen sein will, die Gott verschlingen. Gott, der/die für so vieles steht, was mir wichtig ist und was mir im Alltag, im Laufe der Woche abhanden kommt. Ich will meine Träume, meine Hoffnung, mein Leben auffrischen, alles in einem anderen Licht betrachten. Ich will sitzen und hören und ich will essen und ich will beten und gesegnet werden. Ich stehe Schlange für Hoffnungs-Worte und Hoffnungs-Geschichten. Ich hoffe, das Wort zu finden, das extra für mich gesprochen wird. Ich hoffe, ein Stück Geschichte zu hören, das ich aufessen kann, Buchstabe für Buchstabe, Wort für Wort, Satz für Satz.

Wer darf in der Kirche kochen?

Als Kind habe ich mich nie gefragt, warum da immer nur Männer in langen Gewändern am gedeckten Tisch stehen, einander bedienen – Mädchen als Messdienerinnen waren damals noch nicht erlaubt –, als Erste essen und trinken dürfen und dann erst wir. Es war ein grosses, schönes Ritual, wo nicht nur durchsichtige, beweihräucherte Worte, sondern auch handfeste, runde, früher hauchdünne weisse, heute hellbraune, manchmal ein wenig knusprige Brot-Hostien-Scheibchen ausgeteilt wurden. Heute sehe ich diese zumeist alten Männer am Altar mit anderen Augen. Und ich stehe mit anderen Gefühlen in der Schlange. Und ich habe einen anderen Blick auf den Koch. Denn der Altar ist ja der Kochherd, die Arbeitsplatte und der Esstisch zugleich, und während dem eucharistischen Hochgebet, bestehend aus Präfation, Sanctus, Einsetzungsworten und Akklamation und dem Vater unser, dem Friedensgruss und dem Agnus Dei ist das ganze Essen in ca. 10 Minuten gerüstet, gekocht, schön zubereitet und probiert. Oft isst und trinkt der Mann mit der schönen, grossen, farbigen Küchenschürze, die zugleich sein Festgewand ist, schon im Voraus. Er lässt seine Gäste warten, ja sogar Schlange stehen. Alle müssen zuschauen, wie er vorne, abgeschirmt durch den grossen Tisch, die besten und grössten Stücke nimmt und isst. Und wie er trinkt. Das Wasser läuft einem im Mund zusammen, aber das

kümmert den Mann am Herd bzw. an der Arbeitsplatte bzw. am Esstisch nicht. Er macht alles ganz allein und er genießt sein Tun. Und er redet wahnsinnig viel dabei.

Wer kocht zu Hause?

Bei Frauen ist es umgekehrt. Sie reden nicht so viel beim Rüsten und Kochen – keine Einsetzungsworte, während derer dreimal mit dem Glöcklein geläutet wird, höchstens der Piepser, der hilft, an die Zeit zu denken, wann etwas aus dem Ofen soll. Kein Agnus Dei/Lamm Gottes, höchstens Gehacktes oder Geschnetzeltes. Kein Friedensgruss, aber der Wunsch, dass es beim Essen diesmal friedlicher zugeht als gestern. Keine Akklamation, aber die Hoffnung, dass es allen schmeckt und sie sich ab und zu anerkennend äussern. Keine Zuschauerinnen und Zuschauer, die Schlange stehen, um etwas aus dem Esstopf abzukriegen, und auch keine Ministrantinnen und Ministranten, die den Tisch decken helfen; nur die Uhr, die sagt, dass in einer Viertelstunde zwei bis drei bis vier hungrige Menschen in die Wohnung stürmen. Nie essen Frauen im Voraus und sie reservieren sich auch nie das grösste und beste Stück. Wenn die Kinder und der Vater dann zuhause sind, erst dann kann es losgehen und zum Glück kann man dazu sitzen. Die Frau zieht die Schürze aus. Man wünscht sich einen guten Appetit oder betet und sagt danke, dass man zu essen hat, und vergisst für einen Moment, dass die Kinder sehr oft am Essen herummeckern.

Viele Fragen

Ich habe noch nie am Rezept der Hostie herumgemeckert. Eher am ganzen Drum und Dran. Wieso schauen alle zu, während ein einziger alter Mann am Altar bzw. am Kochtisch steht? Wieso darf nur er kochen? Ist er denn besonders begabt oder routiniert? Ist er der einzige, der dieses spezielle Rezept beherrscht? Hat er in seinem Köfferchen besondere Zutaten mitgebracht, zu denen nur er Zugriff hat? Vielleicht Zaubersalz, göttliche Extrakte, himmlische Aromen? Oder ist es so, dass die katholische Kirche sogar eine Vorreiterrolle

spielt beim Prägen eines neuen Rollenverständnisses? Der Mann am Herd, der Mann, der den Tisch deckt, der Mann als Koch und die Frau darf sitzenbleiben und wird dann höflich zu Tisch gebeten? Verstehen wir Frauen das alles völlig falsch, wenn wir auch noch zu diesem Herd hinstreben und wenn wir Köchinnen göttlicher Rezepte sein wollen?

Wie dem auch sei: In der römisch-katholischen Kirche ist und bleibt einzig der Mann der Koch. Wer sich Gott einverleiben will, der/die muss sich in der Schlange anstellen und kann Gott ausschliesslich als Männer-Menü geniessen. Das ist wohl das, was man „echte Hausmannskost“ nennt.

Wieso wechsele ich eigentlich nicht das Restaurant, wo es auch die andere Hälfte der Speisekarte zu haben gibt? Eine gute Frage. Neben allen Überlegungen dazu hat es sicher auch damit zu tun, dass man als Erwachsene stets auf der Suche ist nach dem Duft der Speisen, die man als Kind gern gehabt hat. Fotzelschnitten oder Reisauflauf ...

Hungerkur

In der katholischen Kirche wird man auf eine rigide Diät gesetzt. Viel zu viele sind schon verhungert und verdurstet, was die Kirchenoberen offenbar wenig kümmert, wie Herbert Haag kürzlich in einer Schweizer Zeitung geschrieben hat:

„Also lassen unsere Bischöfe die Gemeinden verhungern und verdursten, und dies allein wegen eines Dogmas, das in Wirklichkeit keines ist, weil es sich weder bibelexegetisch noch theologisch begründen lässt ... Es ist erstaunlich, dass die Gemeinden nicht schon längst zur Selbsthilfe geschritten sind. Verhandelt wurde wahrhaftig lange genug. Nun muss gehandelt werden. Was kann eine Gottesdienstgemeinde daran hindern, gemeinsam den Einsetzungsbericht zu sprechen und dann das geweihte Brot zu empfangen? Die Bischöfe und Theologen mögen sich doch den Kopf zerbrechen, ob diese Feier ‚gültig‘ sei. Was heisst hier überhaupt ‚gültig‘? Jesus lädt alle seine Jünger und Jüngerinnen zum Mahl, die Amtskirche aber entscheidet, wann und für wen diese

Einladung ‚gültig‘ oder ‚nicht gültig‘ ist. Jesus setzt solche Grenzen nicht. Sie sind reine Konstruktion der Bischöfe und der Theologen, fern vom Evangelium, ja ein Verrat am Evangelium ... Dass die Schweizer Bischöfe zwar in ihrem Bettagsmandat von einem „Leben in Fülle“ sprechen, zugleich aber einem vermeintlichen Dogma zuliebe ihre Gemeinden verhungern und verdursten lassen und nicht bereit sind, dafür die Verantwortung zu übernehmen, sondern sich hinter dem mangelhaften Konsens der Weltkirche verschanzen, ist eine Enttäuschung ohnegleichen.“²

Der Leib Christi, das Brot des Lebens, wird immer härter, hat immer weniger Vitamine, schmeckt auch nicht mehr gut. Nicht immer, aber immer öfter gehe ich noch hungriger heim, als ich gekommen bin. Kein Wunder, dass immer weniger Menschen auf dieses Rezept stehen und schon gar nicht mehr hinkommen und mit Freude Schlange stehen, um Gott zu essen. Lieber hungern, als solche Kost, sagen sich viele. Und diejenigen, die an dieser Küchenordnung bzw. am Menü herummeckern, denen wird mit dem Kochlöffel eins auf die Finger geklopft, wie es auch Herbert Haag zu spüren bekommen hat. So schreiben die Schweizer Bischöfe in einer Mitteilung:

„Dieser Aufruf kommt einer Aufforderung zu kirchenspaltenden Verhaltensweisen gleich.“ Nach der Lehre sei der ordinierte Priester für den Vorsitz bei der Eucharistie unersetzbar, weil er kraft der Weihe nicht im eigenen Namen, sondern im Auftrag Jesu Christi handle. Das sei nicht eine blosse „Konstruktion“, sondern „die Glaubensüberzeugung unserer Kirche, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil vertieft worden ist“. Ein Theologe aber, folgert der SBK-Präsident, der die Grundlagen des katholischen Kirchenverständnisses für falsch erkläre, „kann in diesen Fragen nicht mehr als wissenschaftlich seriöser katholischer Theologe angesehen werden. Wir Schweizer Bischöfe sehen uns deshalb gezwungen, Prof. Herbert Haag unser Vertrauen zu entziehen, das er selbst leichtfertig verspielt hat.“...„Die von Prof. Haag geforderten Massnahmen sind keine Wege in die Zukunft, sondern verhängnisvolle Irrwege.“³

² Herbert Haag, Katholische Kirche: Verhungern einem Dogma zuliebe, BaZ 4.1.2000.

³ Reaktion aus BaZ vom 14.1.2000.

Nur gut, dass sich der alte Professor von den Kochlöffelschwingern nicht einschüchtern lässt, sondern hartnäckig an der Güte der Kost und ihres ganzen Drum und Drans festhält, und nicht müde wird, ehrlich und öffentlich zu sagen, wie sehr dieses Essen verdorben ist bzw. wie sehr es Christinnen und Christen, die sich nach dem Brot des Lebens sehnen, vorenthalten wird.

Wut ...

Ich habe Hunger. Hunger nach göttlichen Geschichten. Hunger nach Worten des Trostes. Hunger nach Sinn und Hoffnung. Ich will essen. Deshalb stehe ich noch immer Schlange. Denn das Bild des Brotverteilens, des gemeinsamen Gott-Essens ist ein spirituell-politisches Hoffnungs-Bild, das ich nicht einfach aufgeben kann. Aber ich möchte nicht das halbe Brot, das vitaminlose, dürre Brot, an dem so viele Menschen Erstickungsanfälle, Magenkrämpfe oder schmerzhafte Blähungen bekommen, sondern gutes Brot, volles Brot, gerechtes Brot. Deshalb gerate ich beim Schlange stehen so oft in eine heisse Wut. Wir müssen uns den Altar, den Herd, den Rüsttisch, den Esstisch erobern – und alles, was damit verbunden ist.

Denn es ist nicht nur gerecht, sondern eigentlich logisch, dass auch Frauen am Herd stehen und den Tisch für andere decken. „Eine Frau, welche die Eucharistiefeier leitet und am Tisch des Brotes den Vorsitz führt, ist eine existentielle Vergegenwärtigung jener Gnade, welche uns auch durch das Sakrament zukommt ... Die Assoziation zwischen dem Femininen und der Zubereitung und Austeilung von Speise und Trank ist so tiefgehend und alt, dass es kaum vorstellbar erscheint, wie sich die Masse unserer Gläubigen auf einen Mann in dieser Rolle umstellen kann“, schreibt Gracia G. Ellwood „Männer als Priester – unmöglich“⁴ in einer Glosse.

... und Träume

Und bei solchen Worten komme ich dann ins Träumen. Ich sehe den Altarraum von Frauen bevölkert und sie sprechen Worte, die den Bauch füllen. Und sie teilen das Brot aus mit einem Lachen im

⁴ Vgl. FAMA 3/86.

Gesicht. Nicht das Kreuz und der Tod sind der Mittelpunkt dieser Kirche, sondern der Herd, der Tisch, die Arbeitsplatte, wo Essen gekocht wird fürs Leben. Es ist kein Frauenkränzlein, das in einer Nische auch noch ein bisschen feiern darf, sondern es ist der normale Gottesdienst von Christinnen und Christen, die Kraft schöpfen wollen, die etwas hören wollen, die genährt werden wollen. Und diese Frauen sprechen zum Beispiel:

Vor uns ein Tisch

gedeckt,
auf diesem Tisch –
Brot und Wein.
Gaben,
die Gott uns gab,
gefüllt –
mit der Zusage:
ich werde bei dir sein,
gefüllt –
mit Nähe:
nimm mich in den Mund,
schmeck mich.
So nah
wie der Geschmack
des Brotes und des Weines,
so nahe bin ich dir.
Wir trinken nicht nur Wein
und essen nicht nur Brot.
Wir nehmen Gott auf.
Gottes Licht – für unser Dunkel,
Gottes Kraft – für unsere Schwäche,
Gottes Trost – für unsere Tränen,
Gottes Klarheit – für unsere Zweifel,
Gottes Hoffnung – für unsere Aussichtslosigkeit,
Jesu Leben – für unseren Tod.

Wir nehmen Gott auf
in Brot und Wein,
die auf dem Tisch stehn.
Unsere Augen sehen nicht mehr als Brot und Wein.
Die Augen des Glaubens aber –
entdecken Jesus – in Brot und Wein,
die auf dem Tisch stehen,
den Gott uns deckt
im Angesicht der Feindinnen und Feinde
– alles dessen, was uns bedroht.
Gott deckt uns den Tisch mit Kraft und Hilfe
in allem, was uns schreckt und ängstigt.
Wir danken Gott für diesen Tisch,
der uns Frieden bringt in dieser friedlosen Welt.⁵

Nehmt und esst, nehmt und trinkt

So wie euer Körper das Brot und den Saft der Trauben umwandelt
in Haut und Haare, in Körperwärme und Lebensenergie,
so nehmt das, was Christus gesagt und getan hat, in euch auf.
Lasst es in euch wirken,
verdaut es in euren Herzen
zum Mut für heute,
zur Hoffnung auf morgen,
zum Licht auf eurem Weg,
zur Tat der Liebe,
zum Widerstand gegen die Mächte des Todes,
zur Solidarität mit der göttlichen Macht der Befreiung.
Nehmt und esst, nehmt und trinkt,
damit eure Freude wachse und vollkommen werde.⁶

Eucharistie – Erfahrung im Frauenkörper

Und beim Träumen erinnert sich mein Körper an die Wochen und Monate, während derer ich meine Kinder im Bauch gehabt, mit meinen Lebensäften genährt und sie dann später gestillt habe. Frauen

⁵ Heinz Behrends/Peter Klever, in: der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache. Das Abendmahl/Die Kasualien, hrsg. von Erhard Domay und Hanne Köhler, Gütersloh 1998, 22f.

⁶ Helmut Herberg, in: der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache. Das Abendmahl/Die Kasualien, 56.

geben ihren Körper her für neues Leben. „Nimm, Kind, und iss, das ist mein Leib! Nimm und trink, das ist mein Blut!“ Frauen sind eine „Menschenwerkstatt“, wie Gioconda Belli in einem Gedicht sagt. Und ich sehe vor mir das Urbild des Nährens: der saugende Säugling, die volle Brust, das Schmatzen, Tropfen, Ziehen, Spritzen, das satt macht und zufrieden. „Das ist die Eucharistie“, sagte mir einmal eine Freundin. Das ist eine „Dimension der Eucharistie, in der Frauen sich wiederfinden können“, schreibt die lateinamerikanische Befreiungstheologin Maria Clara Lucchetti Bingemer. Wenn Frauen am Altar die eucharistischen Erinnerungsworte sprechen – „nehmt und esst alle davon, das ist mein Leib, nehmt und trinkt alle davon, das ist mein Blut“ –, dann sprechen sie aus eigener Erfahrung.

„Es sind die Frauen, die in ihrer Körperlichkeit die physische Möglichkeit besitzen, das göttliche Ereignis der Eucharistie darzustellen. Im ganzen Prozess der Schwangerschaft, der Geburt, des Schützens und Nährens eines neuen Lebens, wird das Sakrament der Eucharistie, der göttliche Akt, neu Wirklichkeit. (...) Überall in Lateinamerika, in den ländlichen Gebieten und den Armengebieten an den Rändern der Städte, gibt es Millionen Frauen, die neue Kinder empfangen, gebären und stillen. Manchmal tun sie es unter grossen Schwierigkeiten, unter Schmerz und Leiden, manchmal mit dem letzten Rest Leben, das noch in ihnen ist.“⁷

Solches Brot ist ganz anderes Brot! Brot, das an das Engagement Jesu erinnert, an seine Lebenslust, seine heilenden Worte und Berührungen, an seine „Glückskraft“. Wenn die Frau am Kirchenherd kocht, am Kirchentisch rüstet und ihn deckt, dann symbolisiert dieses Tun weibliche Lebenserfahrung.

„Der weibliche Körper, der sich in anderen Leben vervielfältigt, der sich selbst als Nahrung gibt und mit seinem Fleisch und Blut die Leben, die er empfangt, nährt, ist derselbe Körper, der dahinsieht und stirbt, indem er den Boden beackert, in Fabriken und im Haushalt arbeitet, in Kochtöpfen rührt und Böden schrumpft, Garn

spinnt und Kleider wäscht, Meetings organisiert und leitet, Kämpfe anführt und die Lieder in der Liturgie anstimmt.“⁸

Mich berührt diese Deutungsebene der Eucharistie. Das Brotverteilen und Brotessen in der Kirche hat ganz elementar etwas mit dem Frauenkörper zu tun. Frauen geben ihren Körper, damit andere auch leben können, Frauen vervielfältigen sich, geben Leben weiter, oft lustvoll, manchmal ungewollt und unter schlimmen Umständen. Aber immer bleibt das ein Hoffnungsbild, ein Lebensbild.

Ein Lebensbild wäre es eigentlich auch, dass sich in den christlichen Kirchen seit zweitausend Jahren ein Mensch den anderen Menschen zu essen gibt, damit sie etwas zum Leben haben, damit sie sich an ihn, aber auch an Gott erinnern. Bei diesem Erinnerungs-Essen steht der Tisch bzw. der Herd im Zentrum und die verteilenden Hände und nicht das Kreuz oder totes Fleisch und vergossenes Blut.

Jesus nahm das Brot, dankte und sagte zu seinen Freundinnen und Freunden: „Nehmt und esst alle davon, das ist mein Leib, das bin ich!“ Dann nahm er den Wein, dankte dafür und sprach: „Nehmt und trinkt alle davon, das ist mein Blut, das bin ich! Und tut dies immer wieder in Erinnerung an mich und an das, was mir wichtig ist.“

Wenn ich diese Worte höre, stehe ich auf und stelle mich in der Schlange an, denn ich habe wie viele andere Hunger, Hunger nach Männern und Frauen, die nach Leben schmecken. Auch ich habe Hunger nach Hoffnung und Sinn, nach dem Reich Gottes und nach der Fülle des Lebens.

Liturgie-Werkstatt vom 11./12. Februar 2000 im RomeroHaus Luzern

⁷ Bingemer, zitiert nach Doris Strahm, Vom Rand in die Mitte. Christologie aus der Sicht von Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika, Luzern 1997, 341f.

⁸ Bingemer, ebd. 342.

Die Eile hat der Teufel erfunden

„Die Eile hat der Teufel erfunden“, sagt ein türkisches Sprichwort. An vollgepackten Tagen, an denen ich -zig Dinge erledigt, organisiert und geplant habe, kommt es vor, dass ich am Abend beim Überdenken des Tages nicht mehr weiss, was ich eigentlich alles getan habe. Dann bin ich geneigt, obigem Sprichwort Recht zu geben.

Auferlegte Eile

Sehr viele Menschen leben in Umständen, die eine ständige Eile erfordern: durch die Erfordernisse im Beruf oder aus dem Organisations-Kunststück zwischen Familien- und Erwerbsarbeit usw. Viele Menschen können es sich nicht aussuchen, ob sie heute eilen oder es mal gemütlich nehmen wollen. „Wer stehen bleibt und nicht eilt, wird bald überflüssig im Betrieb“, heisst für viele das Diktat. Viele Menschen leben jahrelang in einem Dauerstress und strapazieren so ihre seelische und körperliche Gesundheit.

Erzwungene Ruhe

Andere Menschen werden gezwungen, aus der Eile und Betriebsamkeit auszusteigen. Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Pensionierung haben sie aus der Eile „herausgekippt“. Für manche kann dieses „Nicht-mehr-eilen-müssen“ sehr schmerzlich sein. Vielleicht würden sie gern eilen, aber weil sie krank, zu alt, pensioniert oder handi-capiert sind, ist kein Platz mehr für sie.

Chance der Verlangsamung

Gerade weil wir in einer eiligen Zeit leben, sind Menschen, die (plötzlich) Zeit-Oasen haben, ausserordentlich wertvoll. Ich erinnere mich an meine Grosseltern, wie ich sie als Kind und Jugendliche erlebt habe: Sie waren durch Alter und Krankheit ans Haus gebunden. Wir mussten für sie einkaufen, den Rasen mähen, beim Konfitüre-Kochen helfen usw. Manchmal fanden wir Kinder das mühsam. Aber

die Grosseltern waren immer daheim und hatten Zeit. Hunderte Male hat mir mein Grossvater dieselben Geschichten und Begebenheiten erzählt. Über Jahre hin hat mir meine Grossmutter einen Batzen in die Hand gedrückt oder mir versichert, dass sie für mich betet. In ihrem „Haus der Langsamkeit“ hat sich eine Lebensbeziehung entwickeln können, die mich genährt hat und über ihren Tod hinaus nährt.

Wüstentage

Auch ich lebe oft in Eile. Seit einigen Jahren gönne ich mir aber alle ein bis zwei Monate einen sogenannten Wüstentag, der von einer christlichen Gemeinschaft angeboten wird. Dort, in dieser Langsamkeit, ist „*die Stimme verschwebenden Schweigens*“ (1 Kön 19,12), wie Martin Buber die Stelle übersetzt, hörbar: das sanfte, leise Säuseln Gottes mitten in unserem Leben, das wir in der Eile sooft überhören.

Meditationstext Bethesda-Spital, Februar 2002

Der Himmel ist auch unten

Kürzlich schaute mein neunjähriger Sohn aus dem Hochbett auf mich herab und sinnierte: „Gell, Mami, es stimmt, dass der Himmel nicht nur oben, über mir, ist, sondern auch unter mir? Das ist ein ganz komisches Gefühl!“ Ich bejahte sowohl seine richtige Beobachtung, als auch sein dabei empfundenes seltsames Gefühl, sich nicht nur im geraden Bett, sondern dazu noch quasi auf einer Kugel liegend zu befinden, um die herum überall oben, d.h. eben auch daneben und unten der Himmel ist.

Sonne, Wolken, Sterne

Der Himmel mit seinen luftigen Wolkengebilden, der graue Regenhimmel oder der freie, blaue oder mit Sternen übersäte Himmel war in allen Kulturen und bleibt auch heute ein Faszinosum, auch wenn heutzutage viel Lärm vom Himmel fällt und Himmelslöcher gefährliche Strahlung für unsere Haut durchlassen.

Himmel ist mehr

Der Himmel wurde im hebräischen Weltbild als Wohnstätte Gottes vorgestellt. Allerdings stellten sich die Menschen damals die Welt als flache Scheibe vor, die auf dicken Säulen aus den Urwassern herausragt und wunderbar überdacht wurde von der Himmelskuppel, an der Gott die Wolken befestigt hatte. Keine Rede war damals von der Erde als einer Kugel.

Aber Gott wohnte oder thronte nicht nur in seinen Himmeln oben, sondern auch unten auf der Erde bei seinen geliebten Menschenkindern. Gott nimmt so den Himmel mit auf die Erde oder anders gesagt: Himmlisches gibt es sehr wohl auch unten, auf der Erde.

Weisst du, wo der Himmel ist?

In einem Kinderlied fragt der Text: „Weisst du, wo der Himmel ist, aussen oder innen? Eine Hand breit rechts und links, du bist mitten

drinnen ... Weisst du, wo der Himmel ist? Nicht so tief verborgen. Einen Sprung aus dir heraus, aus dem Haus der Sorgen ...“

Mit dem Lied könnte man weiterfragen: Was ist „Himmel“ für Sie? Wo ist „Himmel“ für mich? Wie ist „Himmel“ für Dich? „Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir, suchst du ihn anderswo, du fehlst ihn für und für“, gibt der Mystiker Angelus Silesius zu Bedenken.

Der Himmel ist offen

Eine der Himmelsgeschichten der Bibel berührt mich ganz besonders. Sie beschreibt die Taufe Jesu. Johannes tauft das ganze Volk, unter ihnen auch Jesus. Während Jesus betet, öffnet sich der Himmel und eine Stimme aus dem Himmel spricht: „*Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden*“ (Mk 1,11).

Eine Hoffnungsgeschichte für alle Menschen, deren „Himmel“ zeitweise verschlossen, bewölkt, verdunkelt und ohne hörbare Stimme ist.

Meditationstext Bethesda-Spital, Juli 2002

„Beten. Ist reden mit Gott“

„Beten. Ist reden mit Gott. In Jugoslawien beten sie mit drei Finger. Die Türken machen auf Boden, und die Deutschen machen Hand zusammengeben. Beten ist wichtig für Gott.“

Dieser Satz über das Beten stammt von einem ausländischen Kind, das noch nicht so gut deutsch kann. Er steht im Buch „Blume ist Kind von Wiese. Oder Deutsch ist meine neue Zunge“.

„Beten. Ist reden mit Gott“

Als ich vor vielen Jahren im Religionsunterricht mit Dreizehnjährigen das Thema „Beten“ durchgenommen hatte, war ich darauf gefasst, dass sie dies langweilig oder veraltet finden könnten. Aber es war ganz und gar nicht so. Fast alle Kinder konnten von Gebetserfahrungen erzählen, wie z.B. das gemeinsame Beten vor dem Schlafen mit dem Vater und/oder der Mutter, ein Gebet vor dem Essen usw. Und recht viele gaben sogar vor ihren Klassenkameradinnen und -kameraden zu, dass sie vor einer Schulprüfung, bei Liebeskummer und in anderen Situationen beten würden. Manche bei Musik auf ihrem Bett liegend, andere bei einem Spaziergang, wieder andere in einer Kirche ganz für sich allein. Mich hat diese Erfahrung damals sehr berührt und es entstand eine intensive Unterrichtseinheit.

Ich kann nicht mehr beten

Immer wieder geschieht es, dass mir Menschen im Spital erzählen, dass sie in einer Krisensituation, zum Beispiel nach dem Tod eines lieben Menschen oder während einer schweren Krankheit, keinen Zugang zum Gebet mehr gefunden hätten. Sie sprechen von einem Zustand der Sprachlosigkeit, sind darüber traurig oder fühlen sich innerlich wie gelähmt. Auch ich kenne solche Gebets-Wüstenzeiten, wo mir die Worte fehlen. Vielleicht aber wandelt sich in solchen Zeiten die Art und Weise des Betens.

Beten ist auch Hören

Das Gebet hat so viele verschiedene Gesichter: Es ist Bitte, Ruf, Schweigen, Meditation, Spiel, Freude, Leid, Gottesdienst, Dank, Lob, Zweifel, Klage, Atem, Schrei, Tanz, Gesang, Wort und vieles mehr – auch Hören. Das Gebet ist auch das Band, das uns mit anderen Religionen verbindet, wie es das Kind eingangs formuliert hat.

„Beten ist wichtig für Gott“

Gott braucht doch meine Gebete nicht, möchte man meinen. Gott ist gross und erhaben, quasi bedürfnislos. Aber wenn wir den Beziehungsaspekt ernst nehmen, wenn Gott die Qualität eines vertrauensvollen Du's hat, dann ist da immer ein Geben und Nehmen, ein Schenken und Empfangen. Dann hat das ausländische Kind recht mit seiner Aussage, dass Gott eine/r ist, der/die uns braucht, unseres Gebets bedarf.

Meditationstext Bethesda-Spital, Juli 2002

Von der Wichtigkeit des Vorspiels

Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht blossstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen. Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben. (Mt 1,18-21a)

In einem meiner guten theologischen Bücher wird die Adventszeit „Vorspiel“ genannt. Weihnachten wäre demnach der „Höhepunkt“. Mir gefällt diese Wortwahl, die die Wand zwischen Religion und Sexualität für einen Moment wegschiebt.

Ein guter Mann

„Ich hatte einen guten Mann. – Er kannte die Frauen. – Er hat mir gegeben, was ich brauchte. – Er hat sich und mir Zeit gelassen. – Er wusste von der Wichtigkeit des Vorspiels. Ja, das war eigentlich das Allerschönste ...“ Diese langsam und einzeln gesprochenen Sätze einer sehr alten Frau, die ich in einer Fernsehsendung zum Thema „Sexualität und Alter“ gehört habe, haben mich sehr berührt und gefreut. Sie brachten zum Ausdruck, was viele Frauen stellvertretend für viele monieren: nicht nur, aber gerade auch in der Sexualität ist es wichtig, sich Zeit zu nehmen, sich zu verlangsamen, sich einzustellen, ruhig und offen zu werden. Zeit ist das A und O einer gelingenden Beziehung, einer schönen Begegnung.

Josef, der Mann Marias, war auch ein guter Mann. Er ist trotz ungeklärter Umstände beim Zustandekommen der Schwangerschaft bei Maria geblieben. Josef hat die Lage bedacht, im Herzen hin und

her bewegt. Er hat sich Zeit genommen für seine Entscheidung: Er hat geträumt, Gottes Stimme im Traum gehört und danach gehandelt. Er hat sich auf die neue Situation eingestellt, wurde ruhig und offen. Er war „gerecht“, heisst es im Matthäusevangelium, und mit diesem Begriff „gerecht“ war er dem Gott der Gerechtigkeit, wie er im Ersten Testament immer wieder genannt wird, verwandt.

An-Kommen

Advent heisst ursprünglich, d.h. auf lateinisch Ankunft. Es geht um nichts weniger als um das Ankommen des Göttlichen in und für uns. Ein grosses Wort, das in vielen Menschen den grauen Graben der Resignation nur noch vertieft. „Ach, das weltfremde, fromme Gerede von Hoffnung angesichts von so viel Hektik!“ Es ist wahr: Die Zeitnot vieler Menschen, die ins Erwerbsleben oder in den Familienalltag eingeflochten sind, ist prekär. Wo und wie hat darin ein göttlicher Lebensfunke Platz?

Verlangsamung

„In Zeitnot geraten ist der Mensch. Atemlos, wie in ein Netz hinein, hetzt er durch das Leben“, heisst es in einem Gedicht von Jewgenij Jewtuschenko. „Ganz eilig wird gezecht und ganz eilig wird geliebt, selbst Nichtstun wird eilig“, fährt er fort und skizziert das Gesicht der Welt, in der wir leben. Viel soll das Leben bieten und das bitte schnell. Aber so jagt das Leben wie in einem schnittigen Sportwagen über die Oberfläche der Welt und droht banal und leer zu werden. In so vielen Momenten wird klar: neben aller Raserei bewegt sich das Leben doch recht langsam. Psychische Veränderungen dauern ihre Zeit, kindliche Entwicklungen dauern (von kirchlichen Entwicklungen ganz zu schweigen!). Zarte und zärtliche Momente sind nicht im Vorbeiflitzen zu haben, sondern brauchen ihre Zeitinseln. „Gut Ding will Weile haben“, sagt der Volksmund.

Vielfältige „Vorspiele“

Das Kirchenjahr kennt daher lange Vorbereitungszeiten oder eben

„Vorspiele“: die ca. vier Wochen des Advents und die ca. sieben Wochen der Fastenzeit. Gerade im Advent wird vielen Menschen die Unruhe und die Hektik bewusst, in der sie leben (müssen). Es stört sie, die Schieflage wird offenbar und die Sehnsucht nach Ruhe, Langsamkeit und Besonnenheit wird grösser. Und da und dort gelingt Verlangsamung: Ein besinnlicher (Frauen-)Gottesdienst lädt ein zum Durchatmen, die Abende der gregorianischen Vesper in der Predigerkirche sind solche Zeit-Inseln, ein Spaziergang ohne viel zu reden bringt innere Ruhe, das bewusste Anhören schöner Musik schafft Raum, ein lange aufgeschobener Besuch – endlich eingelöst – macht zufrieden, eine angezündete Kerze, ein Stück Bibellektüre in Ruhe ... Allesamt „Vorspiele“, tiefes Innewerden, Genuss.

In der atemlosen Zeit braucht es nichts mehr als Momente der wunderbaren Zeitvermehrung. Der Advent will solche Momente ermöglichen und die Qualität des „Vorspiels“ ins Zentrum rücken.

*Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz,
Dezember 2003*

Von ausgepumpten Jüngern und dem Mitleid

Die Apostel versammelten sich wieder bei Jesus und berichteten ihm alles, was sie getan und gelehrt hatten. Da sagte er zu ihnen: Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus. Denn sie fanden nicht einmal Zeit zum Essen, so zahlreich waren die Leute, die kamen und gingen. Sie fuhren also mit dem Boot in eine einsame Gegend, um allein zu sein. Aber man sah sie abfahren, und viele erfuhren davon; sie liefen zu Fuss aus allen Städten dorthin und kamen noch vor ihnen an. Als er ausstieg und die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er lehrte sie lange. (Mk 6,30–34)

Wenn ich den Bibeltext zum Sonntag lese, dann kommt mir sofort meine Hausfrauen-Situation in den Sinn: Jesus und seine Freunde möchten einmal Zeit für sich und sich ausruhen von den ununterbrochenen Strapazen des „Für-Andere-Daseins“. Sie brauchen ein Time out, sie wollen auf „die Insel“, nur mal niemanden sehen, der etwas von ihnen will.

Mutter (Vater)-Alltag

Wie oft habe ich im Haushalts-Alltag mit Kindern erlebt, dass sich neben aller Befriedigung, allem Schönen und dem Bewusstsein der relativ freien Einteilung aller Arbeiten manchmal eine gewisse Abgespanntheit breitgemacht hat: Immer wollen oder fragen die Kinder etwas, dann wieder gilt es, Streit zu schlichten, bei einer Bastelarbeit zu helfen, die Aufgaben zu kontrollieren ... Dann muss auf mehr oder weniger bestimmte Zeiten gekocht und getischt sein, die Wohnung soll auch wohnlich sein, die Wäsche muss gemacht sein usw. usf. Alles schöne Dinge, aber wenn es bei diesem Arbeiten zu wenig Pausen, „Inseln“ oder Auszeiten gibt, dann macht sich Erschöpfung

breit. Nicht selten arbeiten Frauen ja teilzeitlich ausser Haus und machen daneben noch den ganzen Haushalt. Viel davon fällt auf die Abende, auf Samstag und Sonntag.

Die geplante Auszeit

Das „Aussteigen“ Jesu und seiner Freunde will offenbar nicht gelingen. Sie werden beobachtet und die Menschen in ihrer Sehnsucht und Bedürftigkeit folgen ihnen, rennen ihnen nach, umzingeln sie geradezu. Wie oft bin ich früher nach einem arbeitsvollen Tag bereits abends um acht betteif gewesen. Offiziell hat dann meine Auszeit begonnen. Wenn dann ein Kind nochmals aufstand, ein Glas Milch wollte oder nicht schlafen konnte, dann hatte ich wenig Geduld und meist (zu) wenig Mitgefühl.

Gott mit „Gebärmutter“

Jesus hat Mitleid. Der Text verknüpft Jesu Gemütsbewegung und sein Handeln mit einem ausserordentlich wichtigen Attribut Gottes, das uns im Ersten Testament immer wieder begegnet: Gott handelt barmherzig, mitleidsvoll oder wörtlich „gebärmütterlich“. Hebräisch „racham“ bedeutet sich erbarmen, „rachamim“ bezeichnet das Mitgefühl oder Mitleid. In diesen Worten steckt das Wort „rächäm“: Bezeichnung für den weiblichen Schoss. Neben dem Herz ist „rächäm“ das am häufigsten erwähnte innere Organ im Ersten Testament, was viele Bibliker und Theologen völlig ausser Acht lassen.

Der Bauch ist ja im übertragenen Sinn Ort viele Gemütsbewegungen. Die Bauchgegend ist empfindlich, man hat Bauchweh bei Stress, vor Prüfungen, und die Redewendung „das schlägt mir auf den Magen“ findet sich bereits im Ersten Testament: *„Die Worte des Verleumders sind wie Leckerbissen, sie dringen bis ins Schlafzimmer des Bauches“ (Spr 18,8).*

Vom Bauch her denken und handeln

Jesus denkt und handelt nicht nur vom Kopf, sondern auch vom Bauch her. Nicht gut fundierte und sicher angebrachte Pädagogik

oder männliche Intellektualität leiten hier sein Handeln, sondern Mitleid, Gebär-Mütterlichkeit. Der Heilige Anselm von Canterbury (11. Jh.) hat Jesu Güte, Freundlichkeit und sein Mitgefühl ebenfalls mit (Gebär-)Mütterlichkeit verbunden, wenn er in seinem Gebet formuliert:

„Und du, Jesus, liebster Herr, bist du nicht auch Mutter?
Wahrlich, du bist eine Mutter, die Mutter aller Mütter.
Du hast den Tod geschmeckt
In deinem Wunsch, deinen Kindern Leben zu geben.“

Mitleids-lose/Mitleids-volle Mütterlichkeit

Kürzlich wollte unser Sohn partout nicht mit uns z’Nacht essen, er habe keinen Hunger, meinte er. Als es dann Zeit war zum Schlafengehen hatte er Hunger. „Jetzt gibt es nichts mehr“, sagten mein Mann und ich. Das anschliessende Wüten, Heulen, Klagen, Bocken, Jammern war fürchterlich und schier unerträglich, wobei die Wutanfälle noch leichter zu ertragen waren, als das lang anhaltende klägliche Weinen: „Mami, ich habe Hunger.“ Nach einer Stunde dann hatte ich Mitleid. Ich konnte nicht mehr anders. Die „Gebärmutter“ meldete sich. In der Überzeugung und Hoffnung, er habe etwas gelernt, bekam er ein Stück Brot und konnte danach erschöpft endlich schlafen.

Es ist wichtig, aber oft gar nicht so einfach, sich vom Vorbild Jesu, d.h. vom Mitleid leiten zu lassen.

Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz, Juli 2003

Maria liest

Das Bild aus dem nordfranzösischen Stundenbuch vom Anfang des 15. Jahrhunderts, das Maria lesend und Josef das Kind wiegend zeigt, hat mir vor sicher zehn Jahren eine Freundin aus Freiburg i.Br. geschenkt, die es ihrerseits von einer befreundeten Kunsthistorikerin erhalten hatte. Seit ich es habe, hängt das kleine Photo in einem Wechselrahmen neben meinem Bett. Ich kann sagen: Ich liebe dieses Bild richtig und schaue es morgens und abends immer wieder mit liebevollem Blick an.

Intimität und Innigkeit

Meine Liebe gilt selbstverständlich Maria, der Lesenden im Bett (ich lese ja auch so gerne im Bett). Aber sie gilt in ganz besonderem Masse auch dem am Fusse des Betts sitzenden Joseph, der sein Kind auf dem Schoß hat. Mit seinen Knien, die er angezogen hat, seinem Bauch und seinen Armen bildet er einen Schutzraum für das eingewickelte Buschi und sein altes Gesicht ist dem Kind zugewendet. Vielleicht kitzelt sogar sein Bart die feine Haut des Säuglings. Der Esel haucht Joseph seinen warmen Atem in den Nacken und zum Kind hin. Das ist sicher eine Wohltat, denn die ganze Szene scheint sich sowohl drinnen als auch draussen abzuspielen: Man sieht ein Bett mit Baldachin, einen niedrigen Hag, einen Hügel und auf ihm einen Baum, eine Mauer oder Abschränkung und den Himmel mit einem gelben Bogen. Es ist eine innige Dreiergruppe im linken unteren Bildteil: Esel-Joseph-Kind. Es ist Intimität sicht- und spürbar, Zartheit, aber auch Klarheit und Sicherheit: Hier bin ich, hier bist du, ich halte dich, ich Sorge mich um dich, ich bin dir nah und du mir.

Zu Maria hin scheint es einen grossen Abstand zu geben, signalisiert durch die weite rote Decke, unter der Marias Beine stecken. Maria liest. Ihr Blick ruht auf dem Buch. Sie scheint total versunken. Hier ist eine andere Dreiergruppe sichtbar: Ochs-Maria-Buch, die Innigkeit ausdrücken.

Väter- und Mütterrollen

Meine Liebe zu diesem kleinen Bild rührt sicher auch daher, dass es ein Fenster öffnet zu einer anderen Rollenidentifikation in Bezug auf Väter und Mütter. Zugegeben: heutzutage gibt es kaum noch einen Vater, der sein Kind nicht auf den Schoß nimmt, wickelt, füttert, im Snugli herumträgt usw. Aber diese schöne Veränderung ist in breiterem Masse erst einige Jahrzehnte im Gange und bezieht sich grösstenteils auf den privat-familiären Bereich. Immer noch sind (Teilzeit-)Hausmänner oder z.B. Kindergärtner in der Minderzahl, immer noch werden z.B. in Deutschland Erziehungsurlaube nur sehr selten von Männern in Anspruch genommen usw. Bilder lesender Frauen/Mütter in allen Lebensbereichen sind wir längst gewohnt, Bilder von sich um Kinder sorgenden Vätern/Männern sind noch nicht so eingepägt.

Rückschritt?

Im Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt, das am 31. Mai 2004 von Papst Johannes Paul II verfasst worden ist, wird die Rolle der Frau (es geht in diesem Schreiben leider in keiner Weise um die Rolle des Mannes) in eine ganz bestimmte (alte) Richtung festgeschrieben: „Unter den Grundwerten, die mit dem konkreten Leben der Frau verbunden sind, ist jener zu erwähnen, den man ihre ‚Fähigkeit für den anderen‘ genannt hat ...“ Und an anderer Stelle: „In dieser Perspektive wird die unersetzliche Rolle der Frau in allen Bereichen des familiären und gesellschaftlichen Lebens verständlich, bei denen es um die menschliche Beziehung und die Sorge um den anderen geht. Hier zeigt sich deutlich, was der Heilige Vater den Genius der Frau genannt hat ... Was den Genius der Frau ausmacht, ist also die Sorge für den anderen, ohne den man die Menschheit in Selbstgenügsamkeit, in Machtträumen und im Drama der Gewalt einsperren würde.“ Der Beitrag der Männer zur Welt ist laut dem Schreiben des Papstes also grauenvoll und verheerend. Diese Zuschreibungen zu Frauen- und Männerrollen – Frauen heilend, bezie-

hungersorientiert, für andere sorgend; die Männer machtbesessen, gewalttätig, egoistisch – greifen zu kurz.

Joseph liest, Maria wiegt

Das Bild erzählt eine andere Geschichte. Joseph wiegt das Kind und Maria liest im Buch. Und auch: Joseph „liest“ das Kind und Maria „wiegt“ das Buch. Denn Lesen ist mehr: Lesen steht „für geistige Beschäftigung, für die Öffnung hin zum Geistigen, zum Wort, zum Angesprochenwerden, zum Nach- und selber Denken“ (Andrea Günter).

Dieses Bild verkörpert für mich den Gedanken von Weihnachten. Es erzählt vom Neuwerden der Geschlechterrollen, von zärtlichen Männern und konzentrierten Frauen. Und es erzählt auch davon, worauf das Schreiben des Papstes doch noch in einem Satz eingeht: „Letztlich ist aber jeder Mensch, ob Mann oder Frau, dazu bestimmt, ‚für den anderen‘ da zu sein.“ Dieser Satz ist weihnächtlich, weil er vor allem auf die Neuwerdung der Männer setzt.

*Kirche heute – Römisch-katholisches Pfarrblatt der Nordwestschweiz,
Dezember 2004*

„Du bist schön!“

„Sagt ihnen, dass sie hässlich sind!“ Unter diesem Leitspruch schickte Eugène Schueller zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts seine Handelsvertreter los. 1907 hatte der junge Chemiker in einem Pariser Hinterhof die ersten synthetischen Haarfärbemittel erfunden und er wollte sie nun vermarkten. Er scharte geeignete Vertreter um sich und schulte sie: „Sagt ihnen, dass sie hässlich sind – und die Frauen werden euch die Verschönerungsmittel aus der Hand reißen.“¹

Ja, und so kam es. Seine Rechnung ging auf. Die Vertreter strömten aus und verkündeten ihre Botschaft und die Frauen glaubten ihnen. Neu erfundene Tinkturen, Crèmes und Färbemittel fanden reissenden Absatz, und bis heute verdient der Kosmetikkonzern L'Oréal, den Schueller danach Stück für Stück aufbaute, Millionen mit der Botschaft, dass Frauen nicht schön genug seien. Inzwischen finden das auch einige Männer von sich selbst.

Nicht schön genug

„Sagt ihnen, dass sie hässlich sind!“ Diese untergründige Botschaft wird von der Kosmetik-, Mode- und Fitnessbranche, unterdessen auch von der Schönheitschirurgie, verkündet, und sie alle verdienen unglaublich gut daran. Frauen werden verunsichert und suchen ihr Heil im Verschönern und Verändern ihres Körpers. Ist der Bauch zu rund, sind die Haare zu glatt oder zu lockig, sind die Beine zu kurz, die Hände zu breit, die Nase zu gebogen, der Mund zu schmal, der Busen zu klein – kein Problem, für fast alles gibt es ein Gegenmittel: Falten werden unterspritzt oder gewisse Nerven gelähmt, Fett kann abgesaugt, Silikon eingespritzt werden, Locken können geglättet, glattes Haare gelockt werden. Fett kann weggehungert, graue Haare können gefärbt und Haare an falschen Körperstellen können entfernt werden.

Die Werbebotschaft, die in einem Pariser Hinterhof erdacht und planmässig verbreitet wurde, hat Erfolg gehabt. Sie hat die Frauen bis

¹ Vgl. dazu Annegret Puttkammer, *Schön von Kopf bis Fuss*, in: *Frauenkörper* (FrauenBibelArbeit), Stuttgart 2007, 22-27.

ins Mark getroffen und tief verunsichert bzw. sie von den Heilsversprechen der entsprechenden Branchen total abhängig gemacht. Hier geht es nicht um ein Spiel von Möglichkeiten: graues Haar oder rotes, dicke oder dünne Beine, voller Busen oder flacher, sondern da geht es um gesellschaftliche Normierung. Eine Frau muss so und so aussehen, dann hat sie Chancen, ist akzeptiert und dabei. Ein Mann muss so und so aussehen, darf sich keinen Millimeter aus seiner Rolle raus bewegen, sonst ist er out und kein „richtiger“ Mann. Da nützt der Satz nichts mehr: „Ja, da sind die Leute selbst schuld, sie müssen sich halt nicht so stark beeinflussen lassen.“ Die Botschaft des mangelhaften und verbesserungsbedürftigen Körpers hat sich tief und fest in unser Bewusstsein eingeknistet. Mit ihr verknüpfen sich die Heilsversprechen der Verschönerungs-Industrie.

„Du bist schön!“ (Hld 4,1)

Wie anders klingt dieser Ruf aus der Bibel. Er steht im Hohelied der Liebe im Ersten Testament, dem „Lied der Lieder“, wie es auch genannt wird. Ein Mann ruft ihn seiner Geliebten zu. Da geht es nicht um einen Slogan mit der Absicht, jemanden rumzukriegen, sondern da geht es um Freude, Glück, Staunen und Respekt. „Du bist schön!“

*Sieh doch, du bist schön
meine Freundin!
Deine Augen
Tauben
durch deinen Schleier.
Dein Haar
wie eine Herde Ziegen
stürmend
herab vom Berg Gilead.
Deine Zähne
wie eine frisch geschorene Herde
die hinaufsteigt
aus dem Bad.*

*Sie alle Zwillinge
und keiner unter ihnen
ihrer Kinder beraubt.
Deine Lippen
wie eine Kordel
scharlachrot.
Dein Sprechen tut wohl.
Wie eine Spalte des Granatapfels
deine Schläfe
hinter deinem Schleier.
Wie der Turm Davids
dein Hals
als Befestigung gebaut
tausend Schilde
hängen an ihm
alles Schilde von Helden.
Deine zwei Brüste
wie zwei Kitze
Zwillinge der Hirschkuh
die unter Rosen weiden.
Bis der Tagwind weht
die Schatten fliehen
gehe ich, ich selbst
zum Berg der Myrrhe
zum Hügel des Weihrauchs.
Schön bist du ganz und gar
meine Freundin!
Kein Makel ist an dir.
(Hld 4,1-7)*

Interessant, befreiend und wunderbar ist es, dass im Hebräischen die Form und das Äussere in der Beschreibung des Körpers eher nebensächlich sind. Es geht vielmehr um die Wirkung und um die Dynamik. Die Beziehung zum anderen Menschen steht ganz und gar

im Zentrum. Wenn der Mann im Hohelied zur Frau sagt: „Deine Augen sind wie Tauben“, dann meint er damit nicht, dass sie grau sind oder oval wie der Taubenkörper, sondern es geht ihm um den verliebten Blick. Die Taube ist im Alten Orient das Attribut der Liebesgöttinnen, die ihre Liebeskraft unter die Menschen verströmen. Wir dürfen hier also übersetzen: „Deine Augen wirken auf mich wie Liebesbotschaften. So wie du blickst, das macht mich schön. Wenn du mich anschaust, fühle ich mich durch und durch wohl.“²

Ich liebe das kleine biblische Buch „Das Hohelied der Liebe“, in dem ich seit Jahren immer wieder gern blättere. Hier geht es um etwas fundamental anderes als um nur äussere Schönheit. Von diesem uralten Büchlein kann ich mir Schönheit zusprechen lassen. Als Mann und als Frau. Jung und alt. Es geht nicht um Schönheit in der Zentimetern, Farben und Formen, sondern um Schönheit in der Wirkung und in der Beziehung. Und so blicken sich nicht nur Mann und Frau an, sondern so blickt mich Gott an. Mit den Augen der Beziehung. Das ist eine zutiefst frohe Botschaft, die die Menschen glücklich und schön macht und die dem kapitalistischen Werbe-slogan der Hässlichkeit diametral entgegensteht.

Individuelle Vielfalt statt normierte Schönheit

Eine gute Freundin von mir, mit der ich schon über 25 Jahre befreundet bin, steht mir bei diesem Thema ganz stark vor Augen. Fasziniert von ihren intensiv blickenden Augen, ihrem lustigen Lachen und ihrer besonderen Weise, die Welt zu sehen, war mir zunächst gar nicht aufgefallen, dass sie ganz und gar nicht dem geforderten Bild von Schönheit und Weiblichkeit entsprach: auf der Oberlippe und am Kinn war sie nämlich stark behaart. Das habe ich erst später bemerkt und wurde in ihr damit verbundenes Leiden eingeweiht. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr musste sie mit der Tatsache leben, dass ihr Schnauz- und Barthaare wachsen. Sie hat sich allen möglichen Therapien unterworfen, hat in den letzten 35 Jahren alles ausprobiert, was an mechanischen, chemischen und hormonellen Heilsversprechen angeboten wurde. Ungezählt waren ihre Tränen beim Blick in

² Vgl. dazu Silvia Schroer, Die Chancen der biblischen Menschenbilder für heutige Frauen. Körperwahrnehmung in der Bibel, in: Frauenkörper (FrauenBibelArbeit), Stuttgart 2007, 8-14.

den Spiegel oder beim Anstehen an der Kasse, als einmal ein kleines Kind seine Mutter fragte: „Mama, ist das ein Mann oder eine Frau?“ Inzwischen hat sie einen Weg gefunden, mit dieser „Spielart der Schöpfung“ umzugehen, weiss es heute zuallererst zu schätzen, dass sie zwei gesunde Kinder, einen guten Mann und einen schönen Beruf hat. Aber sie wünscht sich eine Welt, die nicht vom Leitmotiv der normierten Schönheit geprägt ist, wo sich die gesellschaftlichen Normen in Bezug auf Weiblichkeit und Männlichkeit mehrheitlich auflösen, wo „natürliche Haare im Gesicht und an anderen Körperteilen einen Platz im Bilderrahmen des sozialen Konstruktes ‚Weiblichkeit‘ finden.“ Sie wünscht sich wie ich eine Welt, wo individuelle Vielfalt und die Beziehung zu Menschen im Vordergrund stehen und nicht die permanente Verunsicherung von Frauen, die sich selber zu dick, zu klein, zu gross, zu knochig, zu behaart, zu kleinbusig oder zu grossbusig finden.

„Wir alle sind schön“

Etwas von einer solch anderen Welt kommt im Gedicht der Chilenin Mawa zum Ausdruck, das den Titel trägt „Wir alle sind schön“³. Ein kurzer Ausschnitt daraus:

...
deine Brüste sind gross und klein
mittelgross und hängend
rund und kräftig
immer sind sie prächtig

meine breiten Füsse
deine schmalen
meine rosafarbene Haut
und deine dunkle
mein helles Haar
und dein tiefschwarzes
deine breite Nase
und ihre geschwungene

³ „Wir alle sind schön“: Litanei von Mawa, Chile, erschienen in: Töchter der Sonne. Unterwegs zu einer feministischen Befreiungstheologie in Lateinamerika, hrsg. von Bärbel Fünfsinn u.a., Hamburg 1996, 136ff.

die Schönheit ist
in jeder Frau
ob gross dunkel rund
brünett zottelig
knochig breithüftig
wie ein Apfel mit Honig
eine wunderbare riesige Tulpe
kleine lockige Nelke

wir alle sind schön
das sagt die Grossmutter Mond
können wir es glauben?

Dieses Gedicht beinhaltet das Gegenteil dessen, womit der Chemiker Schueller seine Vertreter einst losgeschickt hat. Aber es legt den Finger auf einen wunden Punkt vieler Frauen: „Können wir es glauben?“ Wem glaube ich mehr: der Kosmetikindustrie, die mir einredet, dass ich hässlich bin, oder Gott, die mir versichert, dass ich gut und schön bin?

Als Gott alles – auch Mann und Frau – geschaffen hatte, sprach er, sprach sie, sprach Gott: „*Es ist sehr gut*“ (Gen 1,31). Diese grosse Grundzustimmung, diese Sympathie und Freude, dieses sonntägliche Staunen angesichts der eigenen Schönheit im Angesicht Gottes wünsche ich Ihnen und mir.

Radiopredigt vom 26. August 2007, DRS 2

Steh auf, wenn du am Boden bist!

ostervision
es freut sich der himmel
es freut sich die erde
es küssen sich
frau und gefährte
die bäume auch freu'n sich
die hasen die hühner der hund
es hüpfen die kinder
die eier sind bunt
es frohlocken apostel propheten
und selbst
über beton und städten
silbert und glänzt
ein luft-diadem
als schwebte hernieder
das neue jerusalem
um weich hier zu landen:
christ ist erstanden!¹

Mit diesem Ostergedicht von Kurt Marti begrüsse ich Sie liebe Hörerin, lieber Hörer!

Christinnen und Christen feiern heute den Sieg des Lebens über den Tod.

Sie feiern die Auferweckung Jesu durch Gott, die Lebensmacht.

Ich wünsche Ihnen heute ein frohes Osterfest. Noch mehr aber wünsche ich Ihnen für das ganze Jahr Osterlichtpunkte und Aufsteh-Geschichten in ihrem Leben! Ich wünsche Ihnen und mir immer mehr Achtsamkeit für das Helle, das Gelingende und Mutmachende in unserem Leben. Wie wenn wir Abends vor dem Einschlafen den Korb mit den vielfältigen Tageseindrücken auf den Schoss nehmen und im dunklen Fadengewirr nach den Goldfäden

suchen, sie in der Hand halten und innig betrachten: Ja, das war schön, da hat sich endlich etwas bewegt, das hat mich total berührt, da sehe ich einen neuen Weg!

Viele Osterberichte

Von der Passion erzählen die Evangelisten fast alle gleich in einer grossen und ausführlichen Passionsgeschichte. Von Ostern dagegen berichten die Evangelien in vielen Osterberichten: von Maria Magdalena im Garten, von den zwei Jüngern auf dem Weg nach Emmaus, von der Erscheinung des Auferstandenen vor den eingeschlossenen Jüngern und und und. Vom Osterereignis muss man offenbar in seiner grossen Vielfalt erzählen, denn das Aufstehen ereignet sich vielleicht unspektakulär mitten im Alltag, so dass man sagen kann: beim Fenster-Putzen habe ich es erlebt, im Garten ist es mir plötzlich aufgegangen, ich fühlte mich total eingeschlossen, aber da ist es passiert ...

Drei Aufsteh-Geschichten

Durch die Vielfalt der Ostergeschichten inspiriert, habe ich Ihnen drei Aufsteh-Geschichten mitgebracht, Goldfäden, die ich in meinem Korb gefunden habe und wie eine Glugge hüte. Denn ich brauche die Ostererfahrungen wie Wasser und Brot. Ich bin jeden Tag neu auf der Suche nach Aufstelligem, Hoffnungsvollem, nach Lebendigkeit. Denn ich lehne immer wieder fassungslos über dem dunklen Abgrund: was Menschen, aber auch Menschen gemachte Strukturen einander antun können! Dann wühle ich in meinem Korb. Doch da ist nichts, nur Ohnmacht, Schwärze und Wut. Karfreitag.

Doch wunderbarerweise und Gott sei Dank finde ich immer wieder etwas in meinem Lebenskorb, zum Beispiel Musik:

„Die toten Hosen“

Vor ein paar Jahren hatte ich an einem Konzert von 11- bis 13-jährigen Schülerinnen und Schülern ein Oster-Erlebnis. Es war an einem Abend in der Aula eines Basler Schulhauses. Meine beiden Kinder standen mit ihren rot-orangen Leibchen aufgeregt an der Seite, war-

teten auf ihren Auftritt und lauschten gebannt, was sich auf der Bühne tat. Dann der Auftritt einer Klasse von 13-Jährigen. Sie spielten und sangen einen Song der deutschen Punk-Band „Die Toten Hosen“ mit dem Titel: „Steh auf, wenn du am Boden bist, steh auf.“ Die Jugendlichen haben dermassen gut gesungen, die Bass-Gitarre wummerte, das Schlagzeug hämmerte laut und der ganze Saal hat im Rhythmus geklatscht, die Luft hat vor freudiger Energie gezittert – es war ein berauschendes Erlebnis! Obwohl ich sonst nicht auf solche Musik stehe, war ich wie elektrisiert und ich habe spontan an die zentrale Botschaft Jesu denken müssen, der Tote, Kranke und Ausgeganzte dem Leben wieder zugeführt und gesagt hat:

Steh auf Tochter des Jairus!

Steh auf, du Mann mit der verdorrten Hand!

Steh auf du gekrümmte Frau, Lazarus, Schwiegermutter des Petrus!!

Und nach der Ermordung Jesu hat Gott auch gesagt: Steh auf!

Die Band singt in den ersten Zeilen:

„Wenn du mit dir am Ende bist
und du einfach nicht weiter willst,
weil du dich nur noch fragst
warum und wozu und was dein Leben noch bringen soll.
Halt durch, auch wenn du allein bist!“

Dieser Song liegt als Goldfaden in meinem Korb, natürlich mit dem dazu gehörigen Erlebnis der dreihundert klatschenden und johlenden Schülerinnen und Schüler und ebenso vielen Eltern. Und wenn ich an diesen Abend denke, hoffe ich inbrünstig, dass sich ihnen allen diese Botschaft eingeschrieben hat in ihre Haut, in ihre Herzkammern. Denn es braucht diesen starken Bass, das wummernde Schlagzeug und das Klatschen vieler hundert Hände, wenn man auf Lehrstellen-suche ist und 50 Absagen bekommt. „Steh auf, wenn du am Boden bist!“

»

„... dass ich aufgestanden sei von den Toten“

Wir sind auf der Suche
nach der Kraft,
die uns aus den Häusern,
aus den zu engen Schuhen und aus den Gräbern treibt.

Aufstehen und
mich dem Leben in die Arme werfen –
nicht erst am jüngsten Tag,
nicht erst, wenn es nichts mehr kostet
und niemandem mehr wehtut.

Sich ausstrecken nach allem,
was noch aussteht,
und nicht nur nach dem Zugebilligten.
Uns erwartet das Leben.
Wann, wenn nicht jetzt?

Luzia Sutter Rehmann²

Dieses Gedicht ist auch so ein Goldfaden in meinem Korb. Eine reformierte Kollegin hat es geschrieben. Vor knapp 20 Jahren ist ihr Kind gestorben. Es hatte einen Herzfehler. Sie sagte in einem Interview: „Im Trauerprozess um meine erste Tochter, die mit eineinhalb Jahren schon sterben musste, suchte ich als Exegetin nach Hilfe für meinen Schmerz. Ich kam mir lange Zeit von den Evangelien vergessen vor. Denn der ungerechte Tod des Messias Jesus hatte nun wirklich nichts zu tun mit dem Sterben des geliebten kranken Kindes. Doch nach drei Jahren tiefer Trauer entdeckte ich, dass ich wieder am Leben war – völlig unerwartet, ich wagte es nicht mehr zu hoffen! Ich hörte mich erzählen, dass ich aufgestanden sei von den Toten.“³

Es geht an Ostern hoch theologisch gesprochen um die Befreiung aus Todesstrukturen hinein ins Leben. Das französische Pâques oder das italienische Pasqua verweisen in ihrem Wortlaut noch aufs Paschafest, die Erinnerung an den Auszug der Israelitinnen und

² Luzia Sutter Rehmann, *Sich dem Leben in die Arme werfen*, Gütersloh 2002, 9

³ Evangelische Theologie 3/97, 227.

Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei. Ostern ist also ganz unten an der Wurzel ein politisches Ereignis. Gott vergisst die Weinenden, die Hungernden und die Ausgebeuteten nicht. Gott nimmt die Angst und macht Beine. „Steh auf, wenn du am Boden bist! Steh auf!“ Ostern ist Leben, Aufstehen, Mut und Solidarität. „Ich wagte es nicht mehr zu hoffen! Ich hörte mich erzählen, dass ich aufgestanden sei von den Toten.“ So erlebte es meine Bekannte und sah plötzlich wieder dieses Oster-Glitzern.

Ostern – das ist nicht nur die Auferstehung Jesu von den Toten, sondern das vielfältige Aufstehen gegen Ungerechtigkeiten: in den zahlreichen Projekten der Hilfswerke, der Nicht-Regierungsorganisationen, der Stiftung Max Havelaar, von der seit ihrer Gründung vor 13 Jahren bereits über 1 Million Familien profitieren usw.

Beim genauen Hinsehen entdeckt man, dass die Evangelien von vorne bis hinten voll sind mit Osterberichten und Aufstehgeschichten. Es geht im Grunde in allen Evangelien nur darum, immer wieder anders zu erzählen, wo und wie verhandeltes Leben befreit und gefördert werden kann.

Ein dritter Goldfaden in meinem Korb handelt genau davon:

„Werft das Netz aus ...“

Danach erschien Jesus den Jüngerinnen und Jüngern noch einmal am See von Tiberias. Er erschien so: Simon Petrus und Thomas, der Didymos oder Zwilling genannt wird, und Natanaël aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngerinnen und Jüngern waren zusammen. Simon Petrus sagte zu ihnen: „Ich gehe fischen.“ Die anderen sagten zu ihm: „Wir kommen mit dir mit.“ Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot, aber in jener Nacht fingen sie nichts. Als es schon Morgen war, stand Jesus am Ufer, die Jünger und Jüngerinnen wussten jedoch nicht, dass es Jesus war. Da sagte Jesus zu ihnen: „Kinder, ihr habt wohl keinen Fisch?“ Sie antworteten ihm: „Nein.“ Er sagte zu ihnen: „Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, dann werdet ihr welchen finden.“ Sie warfen es aus und konnten

es nicht mehr heraufziehen wegen der Menge der Fische. Da sagte jener Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: „Es ist Jesus der Lebendige.“ Als Simon Petrus hörte, dass es Jesus sei, zog er sein Oberkleid an, denn er war nackt, und sprang in den See. Die anderen Jünger und Jüngerinnen kamen mit dem Boot, denn sie waren nicht weit vom Land entfernt, nur etwa 100 Meter. Sie zogen das Netz mit den Fischen. Als sie an Land stiegen, sahen sie ein Kohlenfeuer mit Fischen darauf und Brot. Jesus sagte zu ihnen: „Bringt von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt!“ Simon Petrus stieg aus dem See hinauf und zog das Netz an Land. Es war mit 153 grossen Fischen gefüllt. Obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht. Jesus sagte zu ihnen: „Kommt und frühstückt!“ Niemand von den Jüngerinnen und Jüngern wagte zu fragen: „Wer bist du?“ Denn sie wussten: Es war Jesus der Lebendige. Jesus kam, nahm das Brot und gab es ihnen, und den Fisch ebenso.“ (Joh 21,1-13)⁴

Diese alte Ostergeschichte finde ich wunderbar, weil ich in ihr denselben Puls fühle wie im Song: „Steh auf, wenn du am Boden bist.“ Da ist ein Mann, der ermutigt müde, hungrige und enttäuschte Männer bei ihrer Arbeit. Gebt nicht auf, versucht's nochmal! „Steht auf, wenn ihr am Boden seid.“ Und das Wunder ist, die Männer, erfahrene Fischer, die ihre Netze sicher rechts und links und vorne und hinten ausgeworfen haben, sie tun's. Diese Bewegung muss sie im Innern an die Erfahrungen zurückgebunden haben, die sie gemacht hatten, als Jesus noch bei ihnen war. Und als sie tatsächlich Fische in ihrem Netz zappeln sehen, blitzt es dem Jünger, den Jesus liebte, durch die Sinne: Das ist Jesus! Jesus ist da! Jesus lebt!

Das Morgenmahl, das sie daraufhin am Ufer „feiern“, dieses ganz normale und doch so völlig andere z'Morge, steht ganz unter diesem Eindruck. Sie alle sind wie berauscht, verdattert, während sie stumm oder stotternd Fisch und Brot kauen. Die Verzweiflung und der Hunger sind verschwunden. Jesus lebt.

Das waren drei Goldfäden aus meinem Lebenskorb, die ich Ihnen am heutigen Ostermorgen zugeworfen habe. Knüpfen Sie Ihre Goldfäden, Ihre Ostergeschichten daran an! Frohe Ostern.

Radiopredigt vom 23. März 2008, DRS 2

„Wer Ohren hat, höre“

Ich lehne aus dem Fenster.

Es ist sehr früh morgens. Ich bin soeben aufgestanden. Unter meinen nackten Füßen spüre ich den hölzernen Fussboden und im Gesicht begrüsst mich kühle Luft. Ich höre Kuhglocken und vermute die Kühe hinter einer nahen Baumgruppe. Ich schaue herum, aber ich kann sie nirgendwo entdecken. Auch die Sonne ist nicht zu sehen. Noch ist es zu früh. Der Himmel ist klar.

Lange liege ich im Fenster, den Kopf aufgestützt in meine Hände. Ich schnuppere die Luft, lausche in die Stille.

Ich erinnere mich gern an meine Ferientage oben auf eintausend Metern. Da hatte ich Zeit und ich genoss den Fenstersims des hundertjährigen Hauses. Zwar schaue ich auch zu Hause fast jeden Morgen um sechs Uhr als erstes aus dem Fenster, aber ich habe keine Zeit, im Fenster zu liegen.

Was ich in dieser Ferienwoche wieder ganz neu gelernt habe, ist das Hören. Das lag nicht nur am Umstand, dass es im Ferienhaus keinen Fernseher gab, kein Kino weit und breit, keine Plakatwände und auch keine Prospekte. Nein, es war etwas anderes. Es lag an der allgemeinen Ruhe und dem gemächlicheren Lebenstempo. In einem Buch lesen, mit den Kindern Fussball und Krocket spielen, einen Teig kneten, im Liegestuhl liegen, meinen kleinen Neffen Geschichten vorlesen, in den Bergen wandern, die Hunde der Nachbarin besuchen, Johannisbeeren pflücken.

Hören lernen

Das alles gehörte dazu, wenn ich sage, ich hätte neu gelernt zu hören. Beeren pflücken und hören. Geschichten lesen und hören. Eigenartig? Lassen Sie mich dies erörtern: Aus der Bibel ist uns ein origineller Spruch überliefert: „Wer Ohren hat, der höre“, heisst es x-mal in den Gleichnissen Jesu. „Eine Selbstverständlichkeit!“ ist man geneigt zu sagen. Und doch ist die Sache mit dem Hören nicht

so einfach. Der heilige Benedikt, der Ordensgründer aus dem 5. Jahrhundert, hat sich sein Leben lang Gedanken gemacht, wie man mit Gott in Kontakt bleiben und wie wir miteinander christlich leben können. Dabei kam er immer wieder darauf, wie wichtig das Hören ist. Seine Ordensregel beginnt denn auch mit den Worten: „Höre, mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens“ (Prol. 1). Und das tägliche Gebet, zu dem jüdische Männer verpflichtet sind, lautet: „*Schmah Israel JHWH elohejnu JHWH ehad*“ – „Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, die Ewige ist einzig“ (Dtn 6,4). Und ganz in diesem Sinne formuliert auch Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom, dass der Glaube vom Hören kommt (Röm 10,17).

Die Welt bei sich ankommen lassen

Zu hören scheint unendlich wichtig zu sein. Vielleicht wichtiger als sehen. „Das Auge führt den Menschen in die Welt, das Ohr führt die Welt in den Menschen“. Diesen Satz hörte ich einst von einem gelehrten Mann. Und mir gibt er zu denken: Wenn ich mit dem Feldstecher an den gegenüber liegenden Waldrand blicke, dann bin ich ganz dort bei diesem Waldrand. Ich spähe dort nach besonderen Dingen. Vielleicht sehe ich ein Reh oder einen Hasen. Ich bin – auch in Gedanken – dort.

Wenn ich aber höre, besser noch: wenn ich hinhöre und den Kuhglocken lausche, dann kommt der Klang ganz nah zu mir, noch mehr: Ich nehme ihn bei mir auf. Es ist wunderschön und manchmal sogar wichtig, dass ich mich mit meinen Augen und mit meinen Gedanken in die Welt zoomen kann. Aber in meinen Ferien hat mich die umgekehrte Bewegung fasziniert. Ich kann die Welt bei mir ankommen lassen. „Das Auge führt den Menschen in die Welt hinaus, das Ohr führt die Welt in den Menschen hinein“.

Hörsinn und Sehsinn

Zu diesem Thema gibt es auch spannende Untersuchungen. Der heutige Mensch, befragt nach seinem wichtigsten Wahrnehmungssinn,

gibt zu 70–80% als Antwort: der Sehsinn. Viel wichtiger jedoch oder mindestens gleich wichtig ist der Hörsinn. Weshalb sonst ist er von der Natur so überaus differenziert ausgestattet? Ein blinder Mensch ist nach Aussagen von Fachleuten 10-mal besser dran als ein Tauber. Dies bestätigte am Ende ihres Lebens auch die blind und taub geborene Helen Keller, die sagte: „Mozart kann man hören, nicht sehen.“ WissenschaftlerInnen haben längst festgestellt, dass die Wahrnehmungsfähigkeit des Ohrs viel grösser ist als die des Auges. Und zwar deshalb, weil im Ohr die dichteste Konzentration von Nervenenden mündet. Das Auge schätzt nur, das Ohr aber misst.

Erst vor kurzem habe ich eine Frau, sie war Mitte fünfzig, beerdigt. Wegen eines Krebses im Mundbereich konnte sie trotz vieler Operationen nicht mehr sprechen. Sie hat sich beholfen mit SMS schreiben und einem Block Papier, den sie immer bei sich hatte. Damit nicht genug: Kurz, bevor sie gestorben ist, konnte sie auch nichts mehr hören. Schlimm, ja schlimmer noch als nicht mehr sprechen zu können, war dies deshalb, weil sie so gern Musik hörte und dem Wind lauschte.

Zuhören und hinhören

Hören und lauschen haben aber nicht nur mit funktionierenden Ohren zu tun. Sonst gäbe es den 1000-fach wiederholten Vorwurf nicht: „Du hörst mir ja gar nicht zu!“ Hören und lauschen hat zu tun mit Respekt, Ruhe und Aufmerksamkeit.

Ich möchte eine bessere Hörerin werden. Nein, das wäre wohl zu wenig. Ich möchte eine bessere ZuhörerIn sein. Was das sein mag? Die Sprache bietet mir noch ein paar andere Begriffe an: horchen, lauschen, vernehmen. Ich möchte also auch eine bessere Horcherin werden. Zwischen die Zeilen lauschen und das Eigentliche vernehmen. Hinhören, so genau, bis sich heraushören lässt, was der springende Punkt ist, um den es geht. Hinhören, horchen, der Geschichte meines Gegenübers gehorchen und ihr folgen bis zum Schluss.

Im Gegensatz zum Schweizer Dialekt ist im Deutschen die Verwandtschaft von Horchen und Gehorchen ganz klar. Im Dialekt sage

ich „loose“ und „folge“, meine deutsche Freundin sagt „horchen“ und „gehorsamen“. Während uns beim Horchen („loose“) eher angenehme Bilder aufsteigen, sind es beim Gehorsamen („folge“) eher bedrückende. Blinder Gehorsam führt in Zerstörung und Chaos. Das beweisen uns die Diktaturen unserer Zeit. Wenn ich nun aber eine bessere Hörerin werden und gehorsamen möchte, dann meine ich einen anderen Gehorsamen. Nämlich den Gehorsamen, von dem mir einmal ein holländischer Priester erzählt hat: „Gehorsamen“, sagte er und zeigte mit beiden Händen auf seinen runden Bauch, „gehorsamen musst du in erster Linie einmal hier.“

Beten ist hören

Auf sich selbst horchen, in sich selbst hinein horchen, achtsam sein: Das sind die modernen Begriffe der Meditation. Das Gebet ist im Grunde nichts anderes. Der dänische Philosoph Soeren Kierkegaard hat es so formuliert:

„Als mein Gebet immer andächtiger und innerlicher wurde, da hatte ich immer weniger und weniger zu sagen. Zuletzt wurde ich ganz still. Ich wurde, was womöglich noch ein grösserer Gegensatz zum Reden ist, ich wurde ein Hörer. Ich meinte zuerst, Beten sei Reden. Ich lernte aber, dass Beten nicht bloss Schweigen ist, sondern Hören. Und so ist es: Beten heisst nicht, sich selbst reden hören. Beten heisst, stille werden und stille sein und warten, bis der Betende Gott hört.“

Auch Jesus war ein Hörender. Er hat Gott gehorcht. In meinem Basler Dialekt würde ich sagen: „dr Jesus het gfolgt.“ Jesus hat auf Gottes Stimme gelauscht und er ist ihm nachgefolgt. Er war sich gewiss, dass Gott, DIE LEBENDIGE, ihn hört: sein inbrünstiges Bitten, seine Kämpfe, sein Lob und seinen Dank – ja, und seinen Schrei am Schluss. Jesus wollte die Menschen ebenso zu Hörenden, Horcherinnen, Gehorsamen und Nach-Folgenden machen, z.B. einen Taubstummen. Er berührte ihn an Ohren und Zunge und sagte: „*Öffne dich*“ (Mk 7, 32–35). Der ehemals Taube wurde wie Jesus ein Hörender, ein Lauschender und konnte das wichtigste Gebet seines Volkes nun gut verständlich sprechen und hören – Schma Israel:

„Höre, Israel! Adnaj ist für uns Gott, einzig und allein Adonaj ist Gott. So liebe denn Adonaj, Gott für dich, mit Herz und Verstand, mit jedem Atemzug, mit aller Kraft. Die Worte, die ich dir heute gebiete, sollen dir am Herzen liegen. So schärfe sie deinen Kindern ein und sprich davon, ob du nun zu Hause oder unterwegs bist, wenn du dich hinlegst und wenn du aufstehst.“ (Dtn 6,4-7)

Hören ist unendlich wichtig. Wenn ich gut zuhöre oder mich jemand hört, dann ist es gut möglich, dass ich verstanden werde oder jemanden verstehe. Diesem tiefen, hörenden Verstehen sagt die Bibel „Erkennen“. Ja, es ist mein tiefster Wunsch, erkannt zu werden. In einem Psalm spricht Gott zu den Menschen: „Meine Ohren hören auf eure Gebete und noch bevor ihr zu mir ruft sage ich euch: ich bin da!“ (Ps 34,15)

In meiner Ferienwoche lag ich im Fenster des alten Hauses und lauschte. Da ist mir dieses „ich-bin-da“ Gottes wieder näher gekommen. Ich war eine Hörende an diesem frühen Morgen. Ich habe die Stille gehört, die Kuhglocken, das Gras und den Waldrand betrachtet. Es war ein schönes Hören. Ein Moment des Glücks. Ich spürte Dankbarkeit in mir.

Radiopredigt vom 31. August 2008, DRS 2

„Wort. Im Anfang war das“

Liebe Hörerin, lieber Hörer, rund um einen kleinen Bistro-Tisch sassen wir kürzlich – drei Kolleginnen, drei Theologinnen. Vor uns ein dampfender Tee und auf ein Blatt kopiert eine Bibelstelle, die wir meditieren und besprechen wollten. Doch es war nicht anders möglich, als dass wir zuerst schwatzten und lachten und vor allem über den kugelrunden Bauch von Lisa staunten. Ohh, ist dein Bauch gross und rund, unglaublich! Wie lang geht's denn noch? Kannst du überhaupt noch irgendwie liegen und schlafen? Darf ich mal fühlen? – so sprudelten wir drauf los. Die hochschwängere Lisa lachte und erzählte von ihrer andauernden Hitze, dass es noch drei Wochen gehe, dass aber das Kind verkehrt herum liege und sie inständig hoffe, dass es sich noch drehe ... Jede von uns wusste dafür eine Methode, von der sie gehört hatte und und und. So ging es eine Weile.

Während des Bibelgesprächs strich sich Lisa immer wieder über den Bauch und eine Atmosphäre der Ehrfurcht und des Staunens lag ganz natürlich im Raum. Man konnte sie richtig greifen. Beim Heimfahren auf meinem Velo durch die abendlichen, stark befahrenen Strassen Basels erinnerte ich mich an meine beiden Schwangerschaften vor 15 und 17 Jahren. Mit riesigem Bauch fuhr ich fast bis zur Geburt Velo. Das war für mich fast einfacher als normales Gehen. Vieles habe ich vergessen, doch erinnere ich mich genau an die ganz besondere Winterabend-Stimmung und die untergehende Sonne bei der Geburt meiner Tochter. Das klingt jetzt vielleicht etwas kitschig, aber es war wie eine Belohnung nach stundenlangem Krampfen! 20 Monate später in einer extrem heissen Augustnacht leuchtete wahrhaftig ein Stern am Himmel besonders hell, als mein Sohn mit einer Sturzgeburt sein Leben begann. Meine Erinnerungen an früher verloren sich wieder beim Anblick der adventlich geschmückten St. Alban-Vorstadt. Links und rechts leuchteten alle zwanzig Meter Tannenbäume, die an den Hausmauern der schmalen Strasse befestigt waren. Diesen Weg fahre ich in der Adventszeit immer besonders gern.

Advent als Zeit des Anfangens

Schwangerschaft und Geburt! Die passen ja wunderbar in den Advent. Im Advent geht es um Anfänge! Obwohl vom Kalender her gesehen das Jahr zu Ende geht, die Agenden zerfleddert und vollgekratzelt sind, beschwören der Advent und das Weihnachtsfest den Anfang: den Anfang eines Menschenlebens, aber auch das Anfangen überhaupt. Der Advent steht keck hin und posaunt: „Jede und jeder kann neu anfangen.“ Vielleicht schütteln einige von Ihnen den Kopf.

Nein, ich kann nicht neu anfangen, denn ich bin verheiratet, habe Versicherungen abgeschlossen, habe Verantwortung übernommen für meine Kinder, für meinen Besitz. Nein, ich kann nicht neu anfangen, denn ich bin bereits betagt und gebrechlich, auf mich wartet nur noch der Tod. Nein, ich kann nicht neu anfangen, denn mein Leben ist gelaufen, da ist kein Spielraum mehr, da sind zu viele Narben und kein Platz für neue Haut.

Doch, doch, meint der Advent. Meine Anfangsmelodie gilt auch dir. Nichtsdestotrotz. Wie komme ich zu dieser Behauptung? Da ist zunächst das Kirchenjahr, das jedes Jahr am 1. Advent beginnt. „Gutes neues Jahr!“ rief uns die Theologin zu Beginn des Sonntagsgottesdienstes vor einer Woche zu. Gehen wir nach diesem Kalender, ist das Jahr erst eine zarte Woche alt. Dann sind da die biblischen Geschichten. Sie handeln im Advent und an Weihnachten von lauter Anfängen. Rufen wir uns einen Moment in Erinnerung, wie die Evangelien vom Anfang des Lebens Jesu erzählen. Matthäus und Lukas schildern uns mit verschiedenen Schwerpunkten die Umstände der Geburt Jesu.

Vom Anfangen Jesu

Markus und Johannes kennen keine ausdrücklichen Geburts geschichten. Dennoch geht es auch bei ihnen ums Anfangen. Bei Johannes geschieht dies mit den philosophischen Worten:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

*Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht
In ihm war das Leben, und das Leben
Dasselbe war am Anfang bei Gott.
und ohne dasselbe ist nichts gemacht,
was gemacht ist.
war das Licht der Menschen.“ (Joh 1,1ff)¹*

Der Evangelist Markus wiederum berichtet nochmals völlig anders vom Anfangen Jesu. Er spricht am Anfang überhaupt nicht von Jesus, sondern vom Propheten Jesaja und von Johannes, dem Täufer. Johannes ist etwas älter als Jesus, er geht ihm voraus wie ein grosser Bruder. Er macht den Weg für ihn parat. Er ruft in der Wüste und die Leute kommen, um neu anzufangen.

*„Der Anfang der frohen Botschaft von Jesus, dem Christus, dem Messias und Kind Gottes.
Folgendes steht beim Propheten Jesaja:
Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her,
ein Mensch, der deinen Weg bereiten wird.
Eine Stimme ruft laut in der Wüste:
Bahnt für Gott einen Weg, macht Gottes Strassen eben!
So lebte Johannes der Täufer in der Wüste und verkündete laut
die Taufe der Umkehr zum Leben und der Befreiung von den
Sünden. Ganz Judäa kam zu ihm heraus, auch alle Leute aus
Jerusalem. Alle liessen sich von ihm im Fluss Jordan taufen,
wobei sie ihr ungerechtes Handeln gegen Gott und die Menschen
aussprachen. Johannes trug ein Gewand aus Kamelhaar und
einen Ledergürtel um seine Hüften. Er ass Heuschrecken sowie
wildes Honig und verkündete: „Nach mir kommt jemand macht-
voller, als ich es bin. Verglichen mit dieser Person bin ich nicht
gut genug, dass ich mich bücke und ihren Schuhriemen löse.
Ich habe euch im Wasser getauft, sie aber wird euch in heiliger
Geistkraft taufen.“ (Mk 1,1-8)²*

»

¹ Übersetzung nach Martin Luther

² Übersetzung nach BIBEL in gerechter Sprache

Auch Jesus fängt nicht bei Null an

Das Anfangen Jesu liegt begründet im Anfangen des Jesaja und des Johannes. Jesus fängt nicht bei Null an. Kein Mensch tut das. Jeder neu geborene Mensch wird in ein Nest gelegt, das geflochten ist aus Sprache, Traditionen, Liebe und vor allem anderen Menschen. Der Evangelist Markus betont dieses Nest und das Verwiesensein Jesu auf andere Menschen, auf Vorläufer. Jesus ist von Anfang an bezogen auf die, die vor ihm da waren. Das halte ich für einen ganz wichtigen Punkt. Freilich sind die genannten Menschen vor ihm nicht irgendwelche Personen, sondern solche, die im Geist mit ihm verwandt sind. Der Evangelist Markus spricht nicht von Jesu Mutter und Vater, von Windeln, Gesang und Besucherinnen an der Krippe. Sondern er schildert als mütterliche Wegbereiterin den Propheten Jesaja, als väterlichen Rufer in der Wüste den Täufer Johannes und Jesu Muttermilch ist die Gerechtigkeit.

Geburtlichkeit

Im Advent geht es ums Anfangen. Fremde Worte dafür sind Natalität oder Geburtlichkeit. Diese Worte lohnt es, sich zu merken. Denn statt den Menschen nur von seiner Mortalität, seiner Sterblichkeit her zu denken, ist es genau so richtig, ihn geburtlich zu sehen. Freilich: Es geht jede Sekunde unwiederbringlich etwas verloren, doch es fängt jede Sekunde etwas Neues an. Dieses Anfängliche zu unterstreichen, daran erinnert uns jährlich der Advent. Ähnlich wie die philosophischen Worte am Anfang des Johannesevangeliums sinniert die Philosophin Hannah Arendt über die Kraft des Anfangens. Sie sagt:

„Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht (...) ist die Tatsache der Natalität, das Geborene, welches die ontologische Voraussetzung dafür ist, dass es so etwas wie Handeln überhaupt geben kann. (...) Das ‚Wunder‘ besteht darin, dass überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geboreneins. Nur wo diese Seite des Handelns

voll erfahren ist, kann es so etwas geben wie ‚Glaube und Hoffnung‘. (...) Dass man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtsoratorien ‚die frohe Botschaft‘ verkünden: ‚Uns ist ein Kind geboren.‘³

Vielleicht etwas schwierige Worte, aber sie laden ein, das Leben in einem anderen Licht zu sehen. In einem geburtlichen Licht, das jedem, ja jedem Menschen die Tür öffnet. Zwei starke Figuren in jeder Adventszeit sind für mich Maria und ihre Mutter Anna. Wie viele zigtausende Pilgerinnen und Pilger besuche ich jedes Jahr mehrere Male Mariastein, aber auch die kleine Anna-Kapelle am nahen Waldrand. So z.B. auch am morgigen katholischen Gedenktag „Maria Empfängnis“. Ich persönlich sage diesem Tag „Anna-Tag“, denn es ist der Tag, an dem Anna mit Maria schwanger wurde. Die wunderschöne Anna-Selbdritt im Innern der Kapelle ist für mich eine richtige Adventsfigur. Die mächtige Anna hält in ihrem rechten Arm ihre Tochter Maria und in ihrem linken Arm ihren Enkel Jesus. Die Figuren sind beide etwa gleich gross. Maria berührt mit ihrer linken Hand ganz fein die Wange ihrer Mutter und Jesus streckt seinen rechten Arm zu Maria hin. Die Skulptur strahlt für mich eine grosse Kraft und Wärme aus, denn die drei Menschen sind ganz eng aufeinander bezogen, aufeinander angewiesen. Und genau das halte ich für den Sinn des Advents. Geburtliches Denken weiss um die lebenslange Verwieseneheit aufeinander, auf Erde, Luft und Wasser, und es weiss um die Möglichkeit des Anfangens.

Jedes Kind ist ein Symbol des Neubeginns

Das kleine Jesuskind ist Symbol des Anfangens und des Neubeginns. Aber nicht nur das Jesuskind. Jedes Kind. Auch das, das noch im Bauch meiner Kollegin Lisa strampelt und ihr Hitze verschafft. Advent ist eine Zeit der Erinnerung an Schwangerschaft und Geburt. Eine Zeit gegen die Geburtsvergessenheit (Ina Praetorius) unserer Kultur. Denn auf Grund der Tatsache, dass wir alle Geborene sind,

weil wir ein „initium“, ein Anfang und Neuankömmlinge in der Welt sind, darum können wir „Menschen Initiative ergreifen, Anfänger und Anfängerinnen werden und Neues in Bewegung setzen“.⁴

Radiopredigt vom 7. Dezember 2008, DRS 2

⁴ Arendt, Vita activa, 215.

Essen, um zu leben

Letzte Woche war ich mit meinem 15-jährigen Sohn drei Tage in Rom. Der Nachtzug, der kurz nach elf Uhr abends in Bern losgefahren war, brachte uns morgens um viertel nach neun in die italienische Hauptstadt. Der Himmel war bedeckt, doch es war angenehm warm. Nachdem wir den richtigen Bus inmitten einer Flut von Bussen gefunden hatten, ging es ans Suchen unserer Unterkunft, die ich per Internet reserviert hatte. Wir hatten Glück mit unserem Zimmer inmitten eines monumentalen Wohn- und Geschäfts-Gebäudes an einer stark befahrenen Strasse.

Schon zu Hause in Basel hatte ich mir überlegt, was ich meinem Sohn zeigen wollte. „Bitte nicht allzu viele Kirchen“, rümpfte er bereits daheim die Nase, willigte dann aber ein, die eine oder andere zu besichtigen. Was mir auch wichtig war und wogegen er nichts hatte, war der Besuch der Priscilla-Katakombe im Norden Roms. So machten wir uns an unserem zweiten Rom-Tag auf den Weg, nachdem wir am ersten Tag die alte römische Geschichte Roms etwas erkundet hatten: das Forum Romanum, das Kolosseum, der Circus Maximus ...

In der Katakombe

Die lange Fahrt im vollen Bus brachte uns in einen ruhigen Stadtteil. Auf einem kleinen Platz kauften wir an Marktständen Olivenbrot, Käse und Wasser. Auf der Via Priscilla kamen wir zur Katakombe. Wir lösten die Eintrittskarten und mussten 15 Minuten warten bis zur nächsten Führung. Im Innenhof genossen wir die Sonne und setzten uns zum Warten auf eine Bank. Zuerst waren wir noch die einzigen, dann kamen fünf US-amerikanische Mönche in hellgrauen Gewändern dazu. Dann ging es los. Die Frau, die uns auf englisch durch einen Teil der 13 Kilometer langen unterirdischen Gänge führte und uns sehr sorgfältig und kundig über diese christliche Begräbnisstätte informierte, brachte uns schliesslich zu einem kleineren Versammlungsraum. Auf ein Bild hatte ich mich schon lange gefreut:

die so genannte „fractio panis“, die Brotbrechung. Unsere Blicke fielen auf ein schmales Fresco, wo auf rötlichem Grund eine Mahlzene abgebildet ist. An einem Tisch sitzen sieben Personen. Es ist nicht genau erkennbar, ob es Frauen oder Männer sind. Die Frau, die uns das Bild erklärte, meinte, die dritte Person von rechts sei sicher eine Frau, da sie einen Schleier trage. Auf dem Tisch sahen wir einen Trinkbecher und zwei Schalen mit Esswaren, links und rechts des abgebildeten Tisches einige grosse Brotkörbe.

Gemeinsam Brot brechen

Beim Anblick dieses unterirdischen Freskos wurde mir ganz warm, und das lag nicht nur an der wunderbaren roten Farbe und der grossen Stimmigkeit des Bildes.

Offenbar – so erzählte es auch unsere Führerin – hatten Jesusgläubige Männer und Frauen in den Katakomben, ganz in der Nähe ihrer verstorbenen Verwandten und Kinder, miteinander gegessen und sich die alten Geschichten erzählt: von der Brotvermehrung (Mt 14,15–21), von der wunderbaren Speisung in der Wüste mit Manna (Ex 16,4ff), vom Wunder, das JHWH durch den Propheten Elia gewirkt hatte, dass einer verwitweten Frau und ihrem kleinen Sohn das Mehl und das Öl nicht ausgegangen waren (1 Kön 17,9–16), vom letzten Mahl Jesu mit seinen Freunden und Freundinnen (Lk 22,7–20) und und und. Sahen wir bei dieser Szene einer Brotbrechung nun ein heiliges Mahl oder ein gewöhnliches Essen? Woraus liesse sich das ableiten? Oder ist dieser Gegensatz konstruiert? Vieles ging mir durch den Kopf.

Die Gruppe war schon weitergegangen, ich musste mich losreissen und wir kamen mit vielen weiteren interessanten Erläuterungen wieder aus den feuchten, kühlen Gängen hinauf an die Oberfläche. Die Gruppe trennte sich, die amerikanischen Mönche gingen ihrer Wege und wir traten hinaus in die Sonne.

Brotgeschichten

Das Bild mit den Menschen am Tisch beschäftigte mich. Es war so

etwas wie ein Urbild meiner Seele, verbunden mit tiefen Erlebnissen meiner Kindheit und meines Alltags. Der Familienmittagstisch kam mir vor Augen, meine Erstkommunion, Einladungen bei Freundinnen, Agape- und Eucharistiefeiern ... und ich sah eine Vision in ein Bild gefasst vom grossen Gastmahl der Völker. Zugleich wurde mir schlagartig die Verletzbarkeit und Brüchigkeit dieses Bildes bewusst:

- Nicht alle Menschen unserer Welt können an einen Tisch sitzen. Nahrungsmittel sind teuer geworden, sind ungerecht verteilt, Böden werden ausgelaugt durch Monokulturen. Man diskutiert über genmanipulierte Pflanzen, die mehr Ertrag bringen sollen für die wachsende Weltbevölkerung. Der Tisch ist für viele leer.
- Nicht alle wollen und können an einen Tisch sitzen. Manche stehen vor gefüllten Kühlschränken oder vor ihrem Herd mit vollen Pfannen. Sie müssen essen, ja das Essen in sich hinein stopfen. Andere erbrechen das Zuviel. Wieder andere essen kaum etwas. Gefangen in Essstörungen bleibt der Tisch für sie leer.
- In den christlichen Kirchen sitzen nicht alle Menschen am selben Tisch. Das Mahlverständnis trennt sie. Ist die Brechung des Brotes Erinnerung, ist sie Vergegenwärtigung von etwas Vergangenen, ist sie Sakrament oder von allem etwas? Heisst das Geschehen Eucharistie, Wortgottesdienst mit Kommunionfeier, heisst es Herrenmahl, Abendmahl oder schlicht Agapefeier, ein Liebesmahl? Wer darf der Eucharistiefeier vorstehen, wer dem Abendmahl? Wer darf es nicht? Es gibt viele Fragen. Es existieren viel Unverständnis und Schmerz. Was ist aus der Tradition der ökumenischen Gottesdienste geworden, wo konfessionsverschiedene Familien noch vor nicht allzu langer Zeit Heimat hatten? Viele Menschen sehnen sich nach einem Tisch, wo es Essen gibt, um zu leben.

Beim Essen geschieht viel. Es ist weit mehr als blosser Ernährung. Da ist eine Einladung im Spiel, vielleicht auch ein besonderer Anlass und eine Menü-Idee. Da sind Liebe und Sorgfalt beim Einkaufen und Zubereiten im Spiel, das Anrichten, Schauen, Schmecken. Nicht zu vergessen die Gespräche, der Genuss, die Zufriedenheit der Sätti-

gung, das Lob an die Köchin oder den Koch, die Dankbarkeit und vieles mehr. Nicht bei jedem Essen geht all das in Erfüllung. Nörgeln (oh diese Kinder!!) verdirbt viel. Auch Gedankenlosigkeit, Hetzen, Lieblosigkeit. Aber: Bei einem Essen kann man sich näher kommen, Freundschaft schliessen oder sie vertiefen und neue Lebenskraft in sich spüren.

Eine Ostergeschichte

Zwei erschreckte Jünger Jesu sind auf der Flucht. Sie rätseln über die Ereignisse der letzten Stunden. Sie gehen zügig nebeneinander her, sprechen zeitweise intensiv miteinander und schweigen dann wieder. Immer wieder blicken sie sich um. Was ist geschehen? Ihr Rabbi ist umgebracht worden, von der römischen Obrigkeit verurteilt als Aufrehrer. Sie müssen sich verstecken, abtauchen, abschotten. Auch die Begleiter Jesu könnten in Schwierigkeiten geraten. Sie können es nicht fassen. Sie sind sprachlos, schlaflos. Eingemauert in Schmerz und Sinnlosigkeit.

Und dann: In diese Verzweiflung, Angst und Dunkelheit bringen einige Frauen die Nachricht von Helligkeit, Atem und Leben. Jesus lebt! Er ist nicht im Grab. Als „dummes Zeug, Blödsinn, Unsinn, Weiber-Geschwätz, Larifari, Humbug“ haben die Männer diese Botschaft bezeichnet, auch die beiden, die jetzt auf dem Weg sind. Und doch: Einige sind verunsichert worden, ja sogar erschreckt. Wäre es denn möglich? Immer noch fassungslos begegnen sie auf ihrer hastigen Reise einem Unbekannten. Es tut zwar gut, mit ihm zu sprechen, doch Trost bekommen sie keinen. Im Gegenteil: Der Fremde vertieft ihre Verunsicherung noch und nennt sie unverständlich und schwer von Begriff ... (Lk 24,25)

Ich lese Ihnen vor, wie die Ostergeschichte weitergeht:

Und sie näherten sich dem Dorf, wohin sie unterwegs waren, und er tat so, als ob er weiter wandern wollte. Sie nötigten ihn mit den Worten: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt.“ Und er ging mit, um bei ihnen zu bleiben.

Als er mit ihnen zu Tische lag, nahm er das Brot, dankte; brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen aufgetan, und sie erkannten ihn. Er aber verschwand. Und sie sagten zueinander: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er auf dem Weg mit uns sprach, und als er uns die Schriften erklärte?“ In dieser Stunde standen sie auf und kehrten nach Jerusalem zurück. Dort fanden sie die Elf und ihre Gefährtinnen und Gefährten versammelt. Diese erzählten: „Der, dem wir gehören, der ist wirklich auf-erweckt worden und dem Simon erschienen.“ Und sie selbst erzählten, was auf dem Weg geschehen war und wie er beim Brotbrechen von ihnen erkannt worden war. (Lk 24, 28–35)

Die Männer müssen es selbst erfahren. Sie müssen runter steigen in die Katakombe ihrer Angst und Verzweiflung und begegnen dort ihrem inneren Bild der Hoffnung, Christus selbst, der im Brot-Teilen erinnert und gegenwärtig ist. Die Emmaus-Jünger erkennen Jesus beim Brotbrechen, beim gemeinsamen Mahl. Ein Bild steigt aus ihrem Inneren empor und schafft in ihnen das tiefe Erkennen: Jesus lebt, er ist hier.

Im Park in Rom

Mein Sohn und ich sitzen im sonnendurchfluteten Park der Villa Ada über den Gängen der Priscilla-Katakombe, einer von 60 christlichen und jüdischen Katakomben Roms. Jogger rennen vorbei. Weiter hinten dreht sich ein Karussell zur Musik eines James Bond-Films. Hohe Pinien geben Schatten. Ein Aufseher kehrt Abfall zusammen. Für eine Stunde sind wir durch die feuchten Gänge der Katakombe quasi ins Innere der Erde hinabgestiegen. Aber wir sind auch in die Tiefen der biblischen Geschichten hinabgetaucht. In Symbolen und Bildern sind uns Menschen begegnet. Menschen, die der Tod eines lieben Menschen schmerzte und die ihn hier begraben mussten, Menschen, die auf neues Leben hofften und in Jesus Christus ihren Anker sahen, Menschen, die nicht allein waren, sondern an einem Tisch miteinander Brot und Hoffnung teilten. Ein Essen, um zu leben.

„Das Abendmahl“ heisst ein neues Buch von zwei evangelischen feministischen Theologinnen, die auf der Rückseite des Buchs prägnant schreiben: „Das Abendmahl – mehr als ein Stück trockene Oblate und ein Schluck wässriger Traubensaft? Was heute wie ein unzeitgemässes Ritual erscheint, war in der frühen Kirche die Mitte christlicher Existenz schlechthin.“¹ Christ oder Christin zu sein, das hiess früher, eine eucharistische Existenz zu leben in der Erwartung der Wiederkunft Christi. Mit dem Bild des unterirdischen Freskos von der Brechung des Brotes sehe ich mich eingeladen und aufgefordert, weiterhin den Tisch zu decken mit Hoffnungsgeschichten und Brot, damit viele Essen haben um zu leben.

Radiopredigt vom 20. April 2009, DRS 2

1 Andrea Bieler/Luise Schottroff, Das Abendmahl. Essen, um zu leben, Gütersloh 2007.

„Richtet nicht ...“

Meine 17-jährige Tochter liegt auf dem Bauch vor dem Fernseher und schaut sich eine dieser Sendungen an, in denen ein neues Topmodel gesucht wird. Im Wochenrhythmus scheidet eine junge Frau nach der anderen aus und am Schluss ist das Model dann gefunden. Manchmal stehe ich eine Weile neben ihr und schaue eine Sequenz mit, sehe die blutjungen Frauen, wenn sie sich ein besonders gewagtes Kleid anziehen oder wenn sie hinaus treten auf den Laufsteg und dann erleichtert oder weinend die Beurteilung durch die Jury entgegennehmen. Ich gebe es zu: Ich bin nach kurzem so genervt – sowohl über die Tränen der Probandinnen als auch über das Bewertungskollegium und ihre entblössenden Äusserungen –, dass ich meiner Kritik über diese millionenfach geschaute Sendung einfach Luft machen muss. Natürlich regt sich meine Tochter dann auch auf. Damit sie in Ruhe weiterschauen kann, muss ich aus dem Zimmer gehen.

Scham und Ärger

Es gibt zahlreiche solcher Wettbewerbe, wo irgendwelche Jurys die Miss Innerschweiz oder den Mister Mittelland, den neuen singenden Superstar, den herzigsten Bauern oder die am besten kochende Bäuerin suchen. Solche Anlässe werden medial in grossem Stil aufbereitet und eine ganze Nation darf mitfiebern, mehr noch: Alle sind eingeladen, ihre Beurteilungen via SMS oder sonstwie abzugeben. Bei der letzten Mister Schweiz-Wahl, die ich mir ausnahmsweise von A bis Z angeschaut habe, weil der Sohn einer guten Bekannten mitmachte, wurden vorgängig in den Nachrichtensendungen sogar eine Handvoll älterer Frauen interviewt, wie ihnen die jungen Männer gefielen. Ihre Beurteilungen, die von Hunderttausenden von Menschen mitverfolgt werden konnten, liessen mich vor Scham und Ärger im Boden versinken. Würde je eine von diesen alten Frauen ihren Sohn oder ihren Enkel in aller Öffentlichkeit so bewerten? Vielleicht fehlt mir ein ganz besonderer Sinn für Humor, aber dieses

breit inszenierte Werten, Richten und Urteilen dünkt mich peinlich, entblößend und menschenverachtend.

Einteilen, abschätzen, abwerten

„*Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet*“ (Mt 7,1) sagt Jesus in der Bergpredigt. Es geht dabei nicht darum, die staatliche Gerichtsbarkeit in Frage zu stellen. Es geht jedoch um das voreilige Urteil von Menschen über Menschen im Alltag. Und dies geschieht laufend. Wir leben in einer Kultur, die viel bewertet und beurteilt. Das kommt vielleicht spielerisch und irgendwie sportlich daher, aber im Grunde ist es das nicht. Ein unschönes menschliches Verhalten wird hier verstärkt, unter der so viele Menschen leiden: Es ist der gnadenlose Blick. Es ist das Einteilen, Abschätzen und Abwerten.

Unter diesem gnadenlosen Blick leiden nicht alle Menschen gleich stark. Manche haben ein dickes Fell und ein gesundes Selbstbewusstsein. Sie gehen ihren Weg. Viele heranwachsende junge Menschen haben jedoch eine sehr dünne Haut. Manche Jugendliche schaffen es nicht, sich im gnadenlosen Wettbewerb um die coolsten Kleider, den neusten iPod und extravagante Feriendestinationen zu behaupten. Viele junge Leute verschulden sich sogar, um mithalten zu können und nicht abgewertet zu werden. Andere kapitulieren. Eine Freundin von mir betreut im Kinderspital Basel u.a. Jugendliche, die an Essstörungen leiden. Sie erzählt immer wieder vom enormen Leistungsdruck, unter dem sowohl die Jugendlichen wie auch deren Eltern stehen, und sie schildert die völlig überrissenen Erwartungen der Eltern an die Kinder. Es sind jedoch nicht nur die Eltern als Individuen, die gnadenlose Massstäbe setzen, es ist ein gesellschaftliches Phänomen. Als ein Hilfeschrei nach Leben sei es zu verstehen, sagt meine Freundin, wenn Jugendliche nicht mehr normal essen können und sich z.T. selbst verletzen. Kinder und Jugendliche sind zarte junge Pflanzen – angewiesen auf ein Klima der Sympathie, der Ermutigung. Sie brauchen Stütze, Grenzen, vor allem aber Zutrauen – Liebe eben.

Der gnädige Blick

Eine solche Kultur der Liebe und des Respekts habe ich von Jesus und seinem Gott, der Heiligen Ruah, der Heiligen Geistkraft, gelernt. Es ist der liebende Blick, der besorgte, der mich anschaut. Gott schaut seine Geschöpfe gnädig an. Und genau diese Gnade haben die Menschen so nötig. Ich habe diese Gnade von meinem spirituellen Lehrer erfahren, der kürzlich über Achtzigjährig gestorben ist. Als Jugendliche war ich bei ihm im Religionsunterricht und in seinen anspruchsvoll zusammengestellten Filmzyklen. Unter dem liebevollen Blick dieses gelehrten Jesuiten durfte ich jahrelang existentielle Fragen stellen, zweifeln und mich vertrauensvoll ins Leben vortasten.

Nochmals die Stelle aus der Bergpredigt:

„*Richtet nicht, damit Gott euch nicht dafür richtet; denn an dem Urteil, das ihr fällt, wird Gott das Urteil ausrichten, und mit dem Mass, mit dem ihr messt, wird Gott euch messen. Warum siehst du den Splitter im Auge deines Mitmenschen, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht? Oder wie kannst du zu deinem Mitmenschen sagen: Lass mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, und dabei steckt der Balken in deinem Auge? Welche Scheinheiligkeit! Zieh zuerst aus deinem Auge den Balken, dann siehst du klar und kannst den Splitter aus dem Auge deines Mitmenschen ziehen.*“ (Mt 7,1-5)

„... dann siehst du klar“: Was heisst dieses klar sehen? Es stellt sich erst ein, wenn ich mich mit meinen eigenen „Balken“ beschäftigt habe – mit meinen Schatten, meinen Grenzen. Das kann sehr schmerzhaft sein. Doch dieser Prozess lohnt sich. Es entwickelt sich ein anderes Sehen. Ich sehe mich selbst anders und ich sehe die anderen neu: als Geschöpfe Gottes, einmalig und wunderbar und zugleich begrenzt, bedürftig und suchend.

Klar sehen

Wichtig ist, dass wir klar sehen. Was hilft mir, dass ich klar sehe? Ich halte mir Jesus vor Augen. Ich denke an seine Worte und sein Handeln und ich denke darüber nach, diskutiere mit anderen da-

rüber. Eine Geschichte, die mich beeindruckt, ist die der Männer, die zu meinen wissen, was mit einer Ehebrecherin zu tun ist. Sie umzingeln sie, schliessen sie in ihr Urteil ein. Auf der einen Seite sind die Richter und Vollzieher der Strafe, auf der anderen Seite ist die Beschuldigte allein – ohne ihren Liebhaber. Auf der einen Seite ist die Jury und auf der anderen Seite die Beurteilte, Bewertete. Jesus stellt sich auf keine der beiden Seiten, sondern er schreibt mit dem Finger in den Sand. Er ist verbunden mit der Mutter Erde, und aus dieser Verbindung kann er die beiden Seiten verbinden. *„Welche unter euch ohne Unrecht sind, mögen als Erste einen Stein auf sie werfen“* (Joh 8,7).

Was ist geschehen? Jesus öffnet mit einem einzigen Satz die Umzingelung und die Berechtigung zu richten, indem er die Richtenden auf den Boden holt. Jesus verändert ihren Blick. Er tut etwas Irritierendes: Er gibt zunächst keine Antwort, sondern zwingt die Umstehenden, auf den Boden zu schauen, um dort vielleicht Worte oder Zeichen zu entziffern. Jesus lenkt nicht ab, sondern schafft Zeit zur Besinnung und lenkt den Blick auf das Wesentliche – auf den Boden, auf den Grund. Gibt es denn jemanden, der kein Unrecht tut? Nein. Alle gehen sie weg, nur die Frau bleibt. Jesus sagt zu ihr: *„Auch ich richte dich nicht; geh und tue von jetzt an kein Unrecht mehr“* (Joh 8,11b). Wir wissen nicht, was damit genau gemeint ist, z.B. in Bezug auf ihren Ehemann oder auf ihren Liebhaber. Aber auch der Blick der Frau wurde auf den Boden gelenkt und damit auf den Urgrund, auf dem und aus dem sie lebt: Gott. Und in Verbindung mit diesem Urgrund zu leben bedeutet, persönlich aber auch gesellschaftlich Unrecht zu vermeiden, wo immer es geht.

Eine Kultur der Liebe und des gnädigen Blicks

Was mich so tief beeindruckt: Jesus lebte aus dieser Verbindung und das machte es ihm möglich, auf eine liebende respektvolle Weise mit den Menschen umzugehen. Jesus sagt zum Richten, Beurteilen und Bewerten: *„Ihr richtet nach irdischen Massstäben, ich richte niemanden. Aber auch wenn ich richte, ist mein Gericht wahr, denn*

ich bin nicht allein, sondern ich bin verbunden mit Gott, denn Gott ist mein Ursprung und hat mich gesandt.“ (Joh 8,15f)

Hier kann ich immer wieder neu lernen von Jesu Ursprung, den ich mir als Liebe vorstellen darf. So wenigstens ermuntert mich der 1. Johannesbrief: *„Geliebte, lasst uns einander lieben: Die Liebe ist von Gott. Alle, die lieben, sind von Gott geboren und kennen Gott. Die nicht lieben, kennen Gott nicht, denn: Gott ist Liebe.“* (1 Joh 4,7f)

Das ist eine ganz andere Kultur! Es ist die Kultur des gnädigen Blicks, die der Unkultur der Bewertung und des Richtens entgegensteht. Denn alle Menschen sind zutiefst auf die Gnade Gottes und der Menschen angewiesen, sonst können sie nicht leben und gedeihen.

Radiopredigt vom 29. Juni 2009, DRS 2

„Da ist wahrscheinlich kein Gott ...“

In wenigen Tagen werden in der Schweiz Plakate aufgehängt, die bereits seit Anfang Jahr in England, Spanien und Italien gross an Autobussen durch die Strassen fahren. Auf den Plakaten steht: „Da ist wahrscheinlich kein Gott. Also Sorge dich nicht und geniesse das Leben.“

In einigen Radiobeiträgen und in Zeitungen ist bereits darüber berichtet worden, sogar im Fernsehen in der Satire-Sendung Giacobbo/Müller am 11. Oktober.

In keiner Schweizer Stadt – auch nicht in der Stadt Basel, wo ich wohne – waren die öffentlichen Verkehrsbetriebe einverstanden mit dem Ankleben dieses Slogans an Trämli und Bussen. Anders eben in England, wo die Botschaft der Freidenker- und Atheisten Vereinigungen auf über 800 Bussen durch die Strassen kurvten.

Anstoss für Diskussionen

Ich persönlich bedaure es, dass dieser Slogan in der Schweiz nicht breiter gestreut wird. Ich bin überzeugt, dass dieses Plakat einen wichtigen Anstoss zu Diskussionen über Gott und Religion bieten kann. Religiöses ist auf der einen Seite derart privatisiert und tabuisiert und wird auf der anderen Seite unsachgemäss für politische Zwecke missbraucht, dass es schwierig geworden ist, natürlich und frei über Gott und den eigenen Glauben bzw. Zweifel und Unglauben zu sprechen. Der Schweizer Soziologe Kurt Imhof kennt das Phänomen, dass in Krisen und Umbruchsituationen das Religiöse verstärkt aus dem Privaten in die Öffentlichkeit tritt. Er bezeichnet daher die plakatierte Aussage der Freidenker „Da ist wahrscheinlich kein Gott. Also Sorge dich nicht und geniesse das Leben“ als positive Irritation. Die Schweizer Landeskirchen sähen dies möglicherweise ähnlich, meint Imhof, und verweist auf ihre betont gelassene Reaktion auf das Plakat. In England hat sich die Kirche gar positiv zu dieser Kampagne geäussert. Weshalb, werden sie sich fragen. Weil der Zweifel zum Glauben gehört.

Zweifeln gehört zum Glauben

Das habe ich selber in meiner eigenen Glaubensgeschichte auch erfahren. Als ich mit 19 Jahren in Luzern begonnen habe Theologie zu studieren, kam ich nach einigen Monaten in eine ganz tiefe Glaubenskrise. Weg von zu Hause in einem kleinen Zimmer, in einer fremden Stadt, mit noch unbekanntem Mitstudierenden, anderen Rhythmen und Regeln, als Anfängerin-Studentin plötzlich ganz allein auf mich gestellt, mit völlig neuem Stoff aus Philosophie, Psychologie und Theologie konfrontiert – ja, da schlitterte ich in eine Krise. Ich zweifelte an allem. An Gott, an der Welt, an der Wahl des Studiums, am Sinn des Lebens, an der Ordnung bzw. Unordnung der Welt und am tiefsten an mir selbst. Hatte ich das richtige Studium gewählt? Welchen Sinn hat mein Leben? Könnte ich irgendwann meinen Beitrag zur Verbesserung der Welt leisten? Denn das wollte ich ja mit meinem Studium ... Und obwohl es mehr als 30 Jahre her ist, erinnere ich mich noch an meine Tränen und das Gefühl totaler Verlassenheit, als ich neben der Hofkirche Luzern zum Seminar St. Beat hoch lief. Bei den Grabsteinen blieb ich stehen und beneidete die Toten.

Ganz nah war mir nur Jesus mit seinem Schrei: „*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen*“ (Ps 22). Damals verstand ich dieses Wort Jesu im Sinn der tiefsten Gottverlassenheit, der Sinnlosigkeit und des Zweifels Jesu an der Kraft und Macht, die ihn sein ganzes Leben gestützt und begleitet hat. Erst später habe ich die befreiende Entdeckung gemacht, dass Jesus hier betet.

Den Zweifel teilen können

Was oder wer hat mir aus dieser Krise herausgeholfen? Die kleine Studiengruppe, mit der ich diese Zweifel teilen konnte. Der ehrliche Austausch unter Suchenden und Zweifelnden. Die Anteilnahme und Freundschaft von erfahrenen Menschen, die mich fragen und zweifeln liessen und mir ihren Glauben und ihre Hoffnung entgegenhielten. Es war ein längerer Prozess mit vielen nächtlichen Diskussionen, viel Einsamkeit, Panik, Fragen, Ehrlichkeit und Vertrauensvorschuss.

Meine Glaubenskrise dauerte ihre Zeit und war nicht nach einer Woche oder einem Monat weggeglaut.

Diese Erfahrung des Zweifelns, die ich in dieser Intensität bisher nie mehr machen musste, zeigte mir, dass es nicht nur gesellschaftliche Krisen und Umbruchsituationen gibt, sondern auch ganz persönliche, sozusagen lebensgeschichtliche. Wahrscheinlich geht es sehr vielen jungen Menschen ähnlich auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben. Unterdessen lernte ich bei mir und anderen Menschen weitere solcher Krisenzeiten kennen: beim Alt-werden, bei Trennungen, beim Erleben einer neuen Liebe, bei Verlusten, Krankheiten ... In solchen Zeiten geraten viele Menschen ins Rutschen. Altbewährtes wird brüchig. Tief unten an den Grundfesten des Lebens rüttelt es – auch am Glauben – und man muss neu sortieren, Halt finden, sich anders ausrichten, neue Schritte tun.

Zerbrechlichkeit des Glaubens

Tröstlich ist das vielleicht nicht. Doch zu realisieren, dass es sehr vielen Menschen – auch tief gläubigen – ähnlich ergeht hilft dennoch. Sogar Papst Benedikt XVI öffnet hier eine Tür, wenn er zu folgenden Gedanken anregt:

„Zweifel scheinen also, egal welchen Standpunkt wir vertreten, immer da zu sein. Zweifel sind aber nicht unbedingt negativ. Sie bemühen uns immer wieder, unseren Standpunkt zu hinterfragen und zu überdenken. Zweifel zeigen, ob wir eine Sache ernst nehmen. Ob sie wichtig für uns sind. Zweifel führen auch oft dazu, tiefer in die Sache einzudringen, ihr auf den Grund zu gehen. Und sie bringen uns auch immer wieder dazu, uns mit Anderen auseinander zu setzen. Warum haben sie solche Ansichten und warum ich jene. So kommen wir darüber miteinander ins Gespräch. Eigentlich ist es schon komisch, wie der Glaube, aus sich selbst heraus, uns immer wieder dazu bringt, sich kritisch mit ihm auseinander zu setzen. Somit sind Zweifel glaubensimmanent, sie gehören zum Glauben dazu und sind im Letzten positiv.“¹

¹ Joseph Ratzinger, Einführung in das Christentum, München 2000, 33ff.

Auch Frère Roger hat zweifelnden Menschen die Arme geöffnet, wenn er sagt: „Der Zweifel liegt manchmal ganz nahe am Glauben. Wer kann glauben, ohne dabei die Zerbrechlichkeit seines Glaubens zu spüren?“

Und selbst die Bibel hat die Zweiflerinnen und Zweifler nicht aus ihrem Kanon herausgeschnitten. In einem Ersttestamentlichen Buch sinniert ein Mann namens Kohelet über den Sinn des Lebens und er, der einst als König über Israel in Jerusalem herrschte und alles mit Weisheit untersuchte und erforschte, kommt zum Schluss:

„Nichts und wieder Nichts ... alles ist häwäl: Alles ist nichts!“ (Koh 1,2) Und er sagt: „Ich sah mir all die Werke an, die unter der Sonne vollbracht wurden. Doch schau nur: Alles häwäl – alles sinnlos! Ein Jagen nach Wind! (Koh 1,14) ... Ich sagte mir in meinem Herzen: „Los jetzt, ich will es mit der Lebensfreude versuchen! Nimm das Gute wahr!“ Jedoch: Auch das ist häwäl – völlig aussichtslos.“ (Koh 2,1) ... Ich wandte mich all meinen Werken zu, die meine Hände vollbracht hatten, zu dem mühsam Errungenen, für das ich mich abgemüht hatte. Aber: Es war nur häwäl – nichts wert, ein Jagen nach Wind!“ (Koh 2,11)

Das sind schwierige Aussagen der Heiligen Schrift. Wo ist hier die Frohbotschaft wird sich manch eine/r fragen. Wie kommt Kohelet zu diesen Gewissheiten? Ist er einfach ein depressiver Pessimist, der alles unter der Sonne als ein Nichts erfährt? Sinnlos, absurd, zwecklos, hoffnungslos und unverständlich? Nein, Kohelet beobachtet die Welt und leidet am Umstand, dass es den Ungerechten gut geht und die Gerechten leiden. Und Kohelet sieht den sicher kommenden Tod vor sich. Diese Erfahrungen lassen ihn so sprechen: „Alles ist Nichts – ist Windhauch!“ Ich bin froh um die Worte des zweifelnden Königs aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert. Wenn ich selbst wieder einmal zweifle, setze ich mich neben ihn. Ich kann mir dann vorstellen, dass er in unserer Zeit diese Plakataktion ins Leben gerufen hätte, die zu bedenken gibt: „Wahrscheinlich ist kein Gott. Also Sorge dich nicht und genieße das Leben.“

Den Gott der Fundamentalisten zurückweisen

Die Initiatorin der Plakataktion heisst Ariane Sherine. Ihr war auf einem Londoner Bus ein Plakat mit dem Spruch aus dem Lukas-evangelium aufgefallen: „*Wenn der Menschensohn kommt, wird er Glauben finden?*“ (Lk 18.8) Es war auch eine Website angegeben. Als sie dort nachschaute, las sie von der angedrohten Höllestrafe und der ewigen Verdammnis für all jene, die die Botschaft Jesu nicht gläubig annehmen. Diese Drohung veranlasste sie zu ihrer Aktion.

Ich kann die Beweggründe von Ariane Sherine nachvollziehen: Wo die Frohbotschaft zu einer Drohbotschaft verzerrt wird, muss man handeln und dagegen sprechen. Menschen, die solche Behauptungen aufstellen, sind gefährlich. Sie gehören zu den wachsenden christlich fundamentalistischen Kreisen. Diese Gruppierungen zerhacken die Bibel und ziehen einzelne Verse als Begründung für ihre Urteile und ihr Handeln heran. Sie beachten nicht, dass die Bibel eine Bibliothek aus vielen Jahrhunderten ist, deren Aussagen und Geschichten sehr komplex und alles andere als einfach zu interpretieren sind. An manchen Stellen gibt es gar Widersprüchliches. Und dann ist da das Problem der Übersetzung, die immer ein Interpretieren ist. Das alles heisst jedoch nicht, dass man die Grundaussagen der Bibel nicht verstehen kann. Ich folge dem jüdischen Religionsphilosophen Pinchas Lapide, der sagt: „Es gibt im Grunde nur zwei Arten des Umgangs mit der Bibel: man kann sie wörtlich nehmen oder man nimmt sie ernst. Beides zusammen verträgt sich schlecht.“ Wenn ich die Bibel ernst zu nehmen versuche, darf ich zweifeln. Mit Kohelet. Oder mit dem Mann aus der neutestamentlichen Geschichte, der schreit: „*Ich glaube, hilf meinem Unglauben*“ (Mk 9,24).

Da ist ein Gott – Sorge dich nicht und freu dich am Leben

Ariane Sherine ist zu Recht empört und weist den Gott der Fundamentalisten zurück. Sie geht jedoch noch einen Schritt weiter, wenn sie sagt: Wahrscheinlich ist da kein Gott. Den Gott der Fundamentalisten, der den Menschen die Hölle androht, weise auch ich zurück. Doch meine Schlussfolgerungen gehen nicht in Richtung Negierung

der Existenz Gottes. Ich glaube an Gott, deren Kraft mir im Geist der Freiheit mütterlich und väterlich begegnet und die sich überraschend als Liebesglut und als neu erwachende Hoffnung entpuppt. Auch Kohelet erhebt trotz „aller Resignation, allem Zweifeln und Verzweifeln an seiner Welt“ ... „immer wieder seinen Blick zur Sonne und erkennt, dass Gott den Genuss des Guten schenkt.“

Im Internet habe ich übrigens die Aussage gefunden, dass sich die russisch-orthodoxe Kirche vom Atheisten-Plakat hat inspirieren lassen. Auf ihren Plakaten steht: „There IS a God, BELIEVE. Don't worry and enjoy your life“ – Da IST ein Gott. GLAUBE. Sorge dich nicht und freu dich am Leben.

Radiopredigt vom 25. Oktober 2009, DRS 2

FeierAbendMahl: Prophetinnen heute

Eröffnung

Lasst uns beginnen im Namen Gottes, DER LEBENDIGEN, die uns so wunderbar geschaffen hat.

Lasst uns beginnen im Namen Jesu, unseres Heiland, und lasst uns beginnen im Namen der HEILIGEN GEISTKRAFT, die uns immer wieder neu macht.

Amen.

Begrüßung

Guten Abend miteinander, liebe Frauen, Männer und Kinder. Wir begrüßen Sie herzlich zum dritten Feierabendmahl dieses Jahres im Spätsommer. Wir sind immer noch beim Thema Prophetinnen. Nach den „Friedensfrauen weltweit“ und der Botanikerin Florianne Koechlin wenden wir uns heute nochmals einer zeitgenössischen Prophetin zu: der brasilianischen Theologin Ivone Gebara.

Ivone Gebara: Prophetin einer neuen Schöpfungstheologie

Ivone Gebara's Namen habe ich zum ersten Mal im Buch meiner Freundin Doris Strahm gelesen: „Vom Rand in die Mitte. Christologie aus der Sicht von Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika“ (Luzern 1997). Seither ist die brasilianische Nonne in mein Bewusstsein gekommen und dort geblieben. Ihre Gedanken, ihre poetische Sprache und ihr Einsatz für arme Frauen berühren und bereichern mich sehr. Ich durfte ihr sogar einmal in der Paulus-Akademie in Zürich persönlich begegnen.

Ivone Gebara ist 1944 in São Paulo geboren. Sie studierte Philosophie und Theologie und lehrte als erste Frau am Theologischen Institut von Recife an der Seite von Dom Helder Camara bis es auf Order des Vatikans 1989 geschlossen wurde. Mit Dom Helder Camara war sie eine der Stützen der Befreiungstheologie Lateinamerikas.

1995 kritisierte sie in einem Interview die Moralthologie der katholischen Kirche. Sie arbeitete Jahre lang in Slums mit Frauen, die nach einer Vergewaltigung schwanger wurden und abgetrieben hatten. Sie verurteilte das nicht. Dafür wurde ihr vom Vatikan ein zweijähriges Schweigegebot auferlegt. Diese zwei Jahre nutzte sie, um in Belgien ihre zweite Doktorarbeit zu schreiben.

Ivone Gebara ist unter anderem eine der Begründerinnen des Ökofeminismus und der ökofeministischen Theologie. In einem sehr schönen und berührenden Text mit dem Titel „Das Seufzen der Schöpfung und unser Seufzen“ beschreibt sie in poetischen Worten ihren Schmerz über die Ausbeutung und Zerstörung der Schöpfung. „Es liegt ein Geruch von verbranntem Benzin in der Luft, vermischt mit tausend anderen Gerüchen, aber sie rufen keinen Ekel mehr in unserer Nase hervor ... Die Augen brennen, der Kopf tut weh, der Hals juckt ständig ... Wir gehen schnell, treten in Kot, Spucke, schmutziges Papier, Zigarettenstummel ... Wir laufen weiter, eilig, zu spät ... Wir rennen, um keine Zeit zu verlieren, um den Zug nicht zu verpassen, den Bus, den Job, die Beerdigung ... das eigene Leben. Und die Sterne? Die kennen wir kaum noch. Die Luft, die von hochentwickelter Technik verpestet wird, vernebelt sie ...“¹

Ivone Gebara schaut genau hin, spürt und seufzt. Doch sie hat „brennende Fragen nach dem Überleben“ und sie entwirft eine wunderbare, neue und revolutionäre Schöpfungstheologie. Sie schreibt:

„Niemand erinnert sich mehr an die fruchtbare Erde, das saubere Wasser, die Gesänge der bunten Vögel, die Sterne, die am Himmel leuchteten, das einhüllende Licht der Sonne, an den fröhlichen silbrigen Schein des Mondes, das zufriedene Lächeln der Menschen. Wir sind am Anfang, am chaotischen Anfang von allem, Am Anfang/Ende des „ewigen Heute“ der ganzen Schöpfung. Wir sind heute am Anfang, heute sind wir am Anfang!

In jeder Sekunde beginnt die Schöpfung wieder neu und lebt gleichzeitig weiter fort. Es ist ein fortlaufender Beginn, jederzeit neu.

In jeder Sekunde werden alle Elemente auf geheimnisvolle Weise neu geschaffen und zerstört. In jeder Sekunde kann Respekt oder katastrophaler Nichtrespekt und Tod entstehen. In jeder Sekunde wird aus dem Chaos die Ordnung geschaffen oder die besondere Zusammengehörigkeit aller Lebewesen. Und es wird auch die Unordnung, die Zerstörung geschaffen – das, was wir in unserer Alltagssprache das Böse nennen.“²

Solche Worte machen mich ganz schwindlig und etwas befreit sich in meinem Kopf.

Ich merke, wie prägend die Vorstellung ist, dass irgendwann vor 5722 Jahren (wie es diese Woche die jüdische Gemeinschaft an ihrem Neujahrsfest gefeiert hat) oder vor 4,5 Milliarden Jahren die Erde geschaffen wurde. Alles kam in Gang und entwickelte sich. Eben erst wurde in Südafrika das Skelett eines Menschen oder eine Vorform von Mensch, der so genannte „homo naledi“, gefunden. Das Schöpfungsgesang besingt die Entstehung der Erde und allen Lebens auf ihr in sieben Strophen, deren Wichtigste und Krönende ist: Gott, DIE LEBENDIGE, ruhte und freute sich und spielte. Der Mensch und die Landtiere sind enge Verwandte, aber sie sind die Vorletzten, denen die Schöpfung anvertraut und geschenkt ist.

Ivone Gebara betont immer wieder: „Was zählt ist, dass wir heute am Anfang stehen, dass wir fortwährend alles neu schaffen, im Neuen und in der Monotonie unserer Tage, im Gleichen und Verschiedenen eines jeden Lebewesens!“ Sie kritisiert die Art und Weise, wie wir Menschen das Geschenk der Schöpfung ausweiden, beherrschen, vor allem auch auf Kosten der Armen.

„Unser teilender und herrschender Geist hat begonnen, uns vom Anfang zu trennen. (...) Gott, die geheimnisvolle Kraft, die in uns wohnt, gibt Impulse, erschreckt, zieht an ... sie verlässt den Weg nicht, der Schöpfung genannt worden ist. Schöpfung, weil immer anderes und Neues entsteht. Schöpfung, weil die Körper niemals gleich bleiben, nicht einmal eine Sekunde lang ... Die seltsame Metamorphose ist dauerhaft. Es genügt, dass wir in den Spiegel

schauen, dass wir die Blumen anschauen, die Bäume, die Tiere, die Kinder ... Alles vergeht und kehrt in anderer Gestalt wieder zurück, mit anderen Farben, anderer Stimme, anderen Formen...“³

Was sie in ihrer literarischen Poesie sagen möchte ist auch dies: Hören wir für eine Weile auf, von Gott theoretisch zu sprechen als einem Wesen, das für sich und ausserhalb von uns existiert. Solche Vorstellungen haben mit dazu beigetragen, dass sich Menschenherrscher eines Bildes eines Gottherrschers bedient haben, um sich die Schöpfung untertan zu machen. Ivone Gebara regt an, dass wir uns stärker als einen einzigen und ganzen Körper wahrnehmen sollten, der auf einer tiefen Ebene zusammengehört. Es geht ihr nicht um ein neues intellektuelles Reden über Schöpfung, sondern um eine kreative Praxis, ein Zusammenspiel von Verhaltensweisen, die ich Schritt für Schritt in mein Alltagsleben einbringe, in die kleine Politik meiner Umgebung.

Ivone Gebara spricht von einem neuen Bund – nicht zwischen einem Gott und der Menschheit, sondern es geht um einen „geschwisterlichen Bund, in dem wir wiederentdecken, dass wir alle zu demselben Universum gehören und unsere Verschiedenheit als gemeinsamen Reichtum begreifen, weil sie uns erlaubt, unser eigenes Leben zu öffnen.“⁴ Der neue geschwisterliche Bund wird nicht mehr von patriarchalen Paradigmen bestimmt sein, innerhalb derer der Gott eines Clans mit männlichem Antlitz sich mit seinem Volk verbündet. Ivone Gebara gibt zu, dass es viele Fragen gibt, die uns dieses neue Bundesverständnis stellt und dass es noch wenige Antworten gibt. Doch sie weiss, dass „einige Menschen trotzdem weiter tastend diesen Weg gehen, von der unwiderstehlichen Kraft des Geistes geführt, die uns immer anzieht, Impulse gibt, uns hervorbringt und neu schafft“.⁵

Amen

»

Lied: Nach dieser Erde

Bibeltext: Psalm 104, 27–35

Alle warten auf dich, dass du ihnen Nahrung gibst zu ihrer Zeit.
Du gibst ihnen – sie sammeln ein.
Du öffnest deine Hand – sie werden satt an Gutem.
Du verbirgst dein Angesicht – sie erschrecken.
Du nimmst ihre Geistkraft zurück – sie sterben,
werden wieder zu Staub.
Du schickst deine Geistkraft – sie werden geschaffen,
neu machst du das Angesicht des Erdbodens.
Die strahlende Macht der Einen für immer!
Die Eine freue sich an ihren Geschöpfen.
Die die Erde anschaut, dass sie erbebt,
die Berge berührt, dass sie rauchen.
Singen will ich der Einen mit meinem Leben,
für meine Gottheit musizieren mit meinem Dasein!
Möge ihr gefallen, was ich ersinne – ich will mich freuen über die
Eine!
Verschwinden sollen Verbrechen von der Erde,
Gewalttätige sollen nicht mehr sein.
Segne die Eine, du meine Lebenskraft!
Hallelujah! Lobt Jah!

Kanon: Nach dieser Erde

Mahlfeier

Eine

Wenn wir Brot und Wein teilen, Geschenke der Schöpfung und der menschlichen Arbeit, erinnern wir uns an Jesus, der mit selbstbewussten Frauen und sensiblen Männern, alten und jungen Menschen zu Tisch gesessen, mit ihnen diskutiert und Brot und Wein geteilt hat. Er hat das Leben genossen, galt als „Fresser und Säufer“ und hat betont, dass er gekommen ist, damit alle das „Leben haben, das Leben in Fülle“.

Eine

Er hat sich über gesellschaftliche Grenzen hinweg besonders den Menschen zugewandt, die an den Rand gedrängt wurden, deren Würde gering geachtet wurde. Er hat sie berührt, ermutigt und ermächtigt – und hat sie so Gottes Nähe und Wertschätzung erfahren lassen. So hat er Gott alle Ehre gemacht und IHREN Namen aufleuchten lassen: ICH-BIN-DA, bei euch, durch meinen Sohn Jesus.

Eine

Wir erinnern uns an Jesus, der die Liebe zu unserer Mutter, der Erde gelebt hat, die Liebe zu ihren endlichen Geschöpfen, die Liebe zu den Menschen, Erwachsenen und Kindern und die Liebe zu GOTT, DER LEBENDIGEN. Diese Liebe rühre uns an und wachse in uns.

Eine

Wir erinnern uns auch an geliebte Menschen, die gestorben sind, unsere Ahninnen und Ahnen, die unser Herz berührt haben und deren Sterne über uns leuchten. Ihr Tod schmerzt uns, und zugleich sind wir dankbar, dass wir sie kennen und lieben konnten und auf den Schultern ihrer Träume stehen. Die Verstorbenen sind uns vorausgegangen. In Dir, EWIGE, sind sie aufgehoben und für immer geborgen, denn dein Name verheisst deine Treue über den Tod hinaus.

Eine

LEBENDIGE, wir sehen Deine Schöpfung an und sehen, dass sie schön ist. Wir beklagen all das Leid, das Menschen einander und der Schöpfung antun. Wir bekennen unsere Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden, nach Leben in Fülle.

Gabengebet (wir beten es gemeinsam)

Mit allen unseren Sinnen
möchten wir Dich spüren, LEBENDIGE.
Tröste uns
mit Wärme, Licht und Hoffnung.

Mit all unseren Gaben
segnen wir dich, EWIGE
mit Brot und Wein und Saft
und unserer Sehnsucht nach DIR.
Mit Händen, Herz und Gebet
preisen wir Dich, BARMHERZIGE
und danken Dir für alles,
was Du in uns gewirkt hast.

Eine

GOTT, sei uns nah, und segne uns,
segne Brot + und Wein +
lass uns geborgen sein in Dir,
Du tiefste Sehnsucht,
schenk uns das Leben ein.

In Verbundenheit mit allen Menschen dieser Erde brechen und teilen
wir nun das Brot.

Eine bricht Brot:

Dieses Brot wird geteilt zur Ehre all derer, die Gott lieben – für unsere
Schwestern und Brüder, die die Gottheiten der Hindus verehren und
dem Weg Buddhas folgen, für unsere Schwestern und Brüder im
Islam und für das jüdische Volk, aus dem wir erwachsen sind.
Mögen wir eines Tages in Frieden und gegenseitigem Respekt zusam-
menleben können.

Eine bricht Brot:

Dieses Brot wird geteilt für die Hungernden und Hoffnungslosen, in
Verbundenheit mit allen, die kein Brot haben für ihren Leib – und
kein Brot haben für ihre Seele.
Mögen eines Tages alle Menschen satt werden an Seele und Leib.

Eine bricht Brot:

Dieses Brot wird geteilt in Dankbarkeit für unsere grüne, blaue Erde
und alle Elemente, Wasser, Feuer und Luft, die sie umgeben und er-
halten. Mutter Erde, Schöpfung und Schönheit, oft missachtet, doch

immer noch lebendig und grün. Mögen wir diese Erde bewahren, auf
dass sich noch unzählige Generationen an ihr erfreuen und glücklich
auf ihr leben können! Mögen wir in geschwisterlichem Bund er-
fahren, dass wir jeden Moment am Anfang stehen!

Eine bricht Brot:

Dieses Brot wird geteilt für die Zartheit und Verletzlichkeit von uns
Menschen: das Kind in uns und die schöpferische Kraft; unsere Angst
vor Einsamkeit und Versagen; für unsere Sehnsucht und unsere
Träume. Möge deine liebende Zuwendung Gott, all unsere Wunden
heilen, dass wir an Leib und Seele gesunden.

Einladung zum Mutter/Vater unser

Beten wir gemeinsam das Gebet, das uns Jesus gelehrt hat.

Friedenswunsch

Friede, Schalom – den wünschen wir uns immer wieder und ver-
suchen, wo es geht, an ihm mitzuarbeiten. „Wir dürfen uns den Luxus
der Hoffnungslosigkeit nicht leisten“, sagte die verstorbene Theolo-
gin, Dichterin und Mystikerin Dorothee Sölle.

Wir beten und bitten und hoffen weiter auf den Frieden, den Schalom
und den Salem Gottes.

Der Friede/Schalom Gottes sei mit uns allen.

(Friedensgruss verteilen)

Einladung zur Kommunion

Sie alle – Kinder und Erwachsene – sind herzlich eingeladen, Brot
und Wein zu teilen. Sie alle sind eingeladen, ob sie einer Kirche
angehören oder nicht, reformiert, christkatholisch oder römisch-
katholisch sind, egal ob Christ, Jüdin oder Muslimin. Es ist ein
Zeichen der Verbundenheit aller Menschen guten Willens über die
Grenzen hinaus, die wir Menschen zwischen uns geschaffen haben.

Wir teilen das Brot mit den Worten: Für Dich, für Dein Leben

Wir teilen den Wein mit den Worten: Für Dich, für Deine Freude

»

Segen

DU, grosse Kraft, stärke uns den Rücken,
damit wir aufrecht gehen und keine Last uns beugt.

DU, grosse Voraussicht,
leite unseren Fuss,

damit wir auf dem Weg sicher sind.

DU, grosse Sorgfalt, führe unsere Hände,
damit wir heilend berühren.

DU, grosse Weisheit,
schärfe uns Verstand und Wort,
dass wir das Unrecht beim Namen nennen.

DU, grosse Liebe, erwärme unsere Herzen, damit wir
uns dorthin öffnen, wo Zuneigung Not tut.

DU, grosse Zärtlichkeit

Durchströme uns,

damit wir DICH,

GOTT, ins Leben erwecken.⁶

*Auszüge aus dem FeierAbendMahl (Agapefeier) in der Offenen Kirche
Elisabethen Basel vom 18. September 2015, Liturgie: Simone Rudiger und
Monika Hungerbühler*

⁶ Li Hangartner, in: Li Hangartner/Brigitte Vielhaus (Hg.), segnen und gesegnet werden,
Düsseldorf 2006, 146.